

Süddeutsche Zeitung Magazin

Aus Leoni wird Leon

Bilder einer
Verwandlung

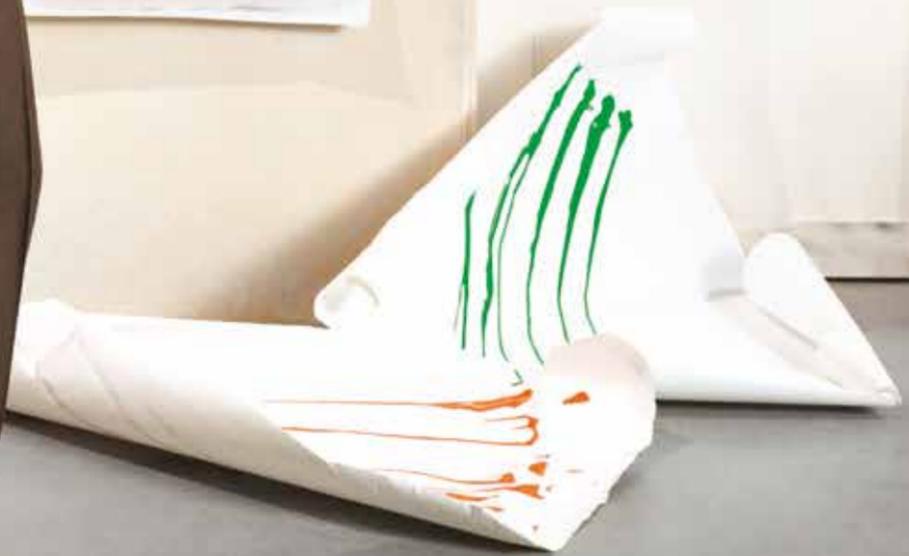




Tel. 069 29 99 34 67

DIOR

NEUE E-BOUTIQUE. DIOR.COM





GUCCI



#GucciTailoring
Harry Styles

gucci.com

**GENIUS
IS BORN CRAZY**





TOD'S

Tel. 089.2080770

TODS.COM

Editorial

Zu den vielen Rollenklischees, zwischen denen Männer sich zurechtfinden müssen, gehört der »Fels in der Brandung«: Groß und stark steht er da, der Mann, und weicht den Fluten keinen Millimeter. Kontinuität hat sicher Vorteile, aber wer so wenig zu Veränderungen bereit ist wie ein Fels, wird manches Glück verpassen. Wir erzählen in dieser Ausgabe Geschichten von Veränderung: etwa was eine Woche Fasten mit Körper und Geist anstellen kann (Seite 52) oder wie der Dirigent Christian Thielemann vor Aufführungen gelernt hat, seine Ängste zu bändigen (Seite 74). Die tiefst greifende Veränderung hat ein junger Mensch vollzogen, der von Leoni zu Leon wurde – ein Prozess, den viele lieber als Angleichung bezeichnen, und den er selbst als »Verwandlung« begreift, wie es auf dem Cover formuliert ist (Seite 34). *Viel Vergnügen mit diesem Männerheft!*



Leon mit der Fotografin Monika Höfler, die ihn jahrelang begleitet hat.



Wie Leoni zu Leon wurde, zeigen wir auf acht verschiedenen Covern dieser Ausgabe – und auf noch mehr Bildern ab Seite 34.

ZEICHEN DER ZEIT · Emojis für Erwachsene (104)



Ich habe heute meine erste Kastanie gefunden, jetzt bin ich emotional.

Illustration: QuickHoney

Titelfoto: Monika Höfler



SCHUHWERK AUS DER MANUFAKTUR

Schuhwerk aus der Qualität ist keine Frage der Technik, sondern eine Frage des Anspruchs. An sich selbst, an die Verarbeitung und an das Design. Alle PRIME SHOES Modelle werden im traditionellen Goodyear-Verfahren rahmengenäht. Diese Methode beherrschen nur noch wenige Manufakturen. Wir gehören dazu.



PRIME SHOES
KEEP GOING

PRIME SHOES STORES
IN MÜNCHEN, DÜSSELDORF,
STUTT GART UND WEIZ (AT)

WWW.PRIME-SHOES.SHOP





Dior
SAUVAGE
 DAS NEUE PARFUM



DIOR.COM

- 16 Als die Spree in Berlin DDR-Grenzgebiet war, **ertranken fünf Kinder** darin – niemand wagte zu helfen. Ihre Geschichten sind bis heute kaum bekannt.
- 24 **Iggy Pop** ist der große Überlebende des Rock 'n' Roll. Im Interview spricht er über Drogen, Selbstzerstörung und darüber, warum sein Vater ein besserer Mensch war als er.
- 34 Leoni beschließt, Leon zu werden – und das *SZ-Magazin* dokumentiert den tief greifenden **Wandel vom weiblichen zum männlichen Körper**.
- 50 Warum es so heikel ist, anderen zu erzählen, man habe von ihnen **geträumt**.
- 52 Ist **Fasten** wirklich sinnvoll? Ein Mediziner im einwöchigen Selbstversuch.
- 62 Wie kann man als Erwachsener seine **Leidenschaft für Videospiele** wiederfinden?
- 64 Zwischen Himmel und Erde gibt es zuweilen mehr, als man sich vorstellen kann – zum Beispiel die akrobatisch präsentierte **Mode** der Saison.
- 74 Der Dirigent **Christian Thielemann** über seinen Verschleiß an Taktstöcken und die Gefahr, sich von Wagner-Musik zu sehr mitreißen zu lassen.

12 *Sagen Sie jetzt nichts* 14 *Gute Frage, Gefühlte Wahrheit, Gemischtes Doppel, Die drei großen Lügen* 88 *Kosmos* 92 *Das Kochquartett* 94 *Getränkemarkt* 96 *Hotel Europa, Gewinnen, Impressum* 97 *Das Kreuz mit den Worten* 98 *Das Beste aus aller Welt*



NEU!

Jetzt neu: sz.de/einfachleben

Das Leben könnte herrlich sein, wenn der Alltag nicht ständig dazwischenkäme: das ungeputzte Bad, der unbequeme Fahrradsattel, der Kollege, der einen immer unterbricht, und die Kinder wollen plötzlich nur noch Kartoffeln essen. Wir helfen: Immer Montagfrüh versenden *Süddeutsche Zeitung* und *SZ-Magazin* künftig den kostenlosen Newsletter »einfach leben!« Darin finden Leserinnen und Leser gute Ideen für Partnerschaft, Erziehung und Beruf, Tipps für Haushalt, Garten, Sport und Reise sowie Wissenswertes über Ernährung und Gesundheit. Den Newsletter können Sie hier abonnieren: sz.de/einfachleben

Illustration: Chiara Brazzala



**Happy D.2 Plus.
 Form, Farbe
 und Komfort.**



Die aktuellen Trends in einer neuen Badserie vereint: ikonische Formgebung harmonisch abgerundeter Ecken. Anthrazit Matt raffiniert kombiniert oder expressiv kontrastierend. Helle und dunkle Holzöne, samtmatte Oberflächen, grifflose Auszüge. Design by sieger design.



Noch mehr Baddesign
www.duravit.de

SAGEN SIE JETZT NICHTS

Nico Semsrott

GEBOREN 11. März 1986 in Hamburg

BERUF Kabarettist, Satiriker, Politiker, Slam-Poet AUSBILDUNG Studium Soziologie und Geschichte (abgebrochen) STATUS Nicht ohne meinen Hoodie



Sie haben ein katholisches Privatgymnasium besucht. In welcher Haltung beten Sie?

Nico Semsrott scheiterte, wie er sich ausdrückt, »in seine Karriere hinein«. Nach einem abgebrochenen Studium und diversen Praktika wusste er nicht, was er mit sich anfangen sollte, und stellte sich seiner Stimmung entsprechend mit hängenden Schultern auf eine Bühne, wo er seither mit klugen Überspitzungen und monotonem Tonfall die aktuelle Politik auseinandernimmt. Er war der Depressive, den er nun seit zwölf Jahren im schwarzen Hoodie spielt, 2013 erstmals im Fernsehen, 2017 in der ZDF-*heute-show*. Seit diesem Sommer sitzt er als zweiter Mann nach Martin Sonneborn für Die Partei im Europaparlament. Mit 2,4 Prozent habe

Die Partei weder Regierungsanspruch noch Lösungsvorschläge, sagte Semsrott bei Maischberger. Ihr Ziel sei der Protest gegen die Volksparteien. So möchte er die Menschen für die Brüsseler Politik interessieren, 60 Videos in 60 Monaten als Abgeordneter hat er angekündigt, über Skurriles, Problematisches, Konflikatives. Auf Instagram ist Semsrott nach Angela Merkel der deutsche Politiker mit den meisten Followern. Twitter nutzt er für Stellenausschreibungen: »Ihr müsst in meinem Team alles sein, was ich nicht bin: motiviert, schnell und richtig gut in dem, was ihr macht«, schreibt er. Die Stelle des Überforderten sei bereits besetzt.



Wie haben Sie sich auf fünf Jahre im Europaparlament vorbereitet?



Mit welchem Gesicht haben Sie Christian Lindner auf Instagram überholt?



Womit beeindrucken Sie andere Menschen am liebsten?



Können Sie schauen wie Björn Höcke?



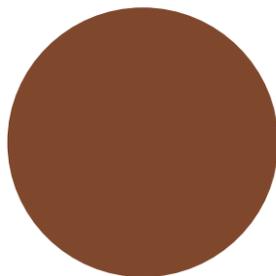
Und wie Robert Habeck?



Im Sommer auch mal ohne Hoodie?

Fotos: Axel Martens

**WAS DIE GESTÄRKTE AFD
NUN IN DEN LANDTAGEN
BRANDENBURGS UND SACHSENS
TUN WIRD**



- mehr konstruktive Anträge stellen
- verkrustete Strukturen endgültig aufbrechen
- einen neuen politischen Stil prägen
- neue Perspektiven in den parlamentarischen Diskurs einbringen
- weiterpöbeln, aber lauter

**DIE DREI GROSSEN LÜGEN
DES PERSONAL TRAINERS**

1. »Bei mir trainieren auch einige Stars.«
2. »Ich bring dich richtig in Form.«
3. »Erst mal gute Musik auflegen, dann geht die Übung von alleine.«

**GEMISCHTES DOPPEL
VON
PATRICK FISCHER**



Am Schalter

Schamalter

Weitere Gemischte Doppel finden Sie auf sz-magazin.de; um eigene Vorschläge einzureichen, schreiben Sie an gemischtessedoppel@sz-magazin.de

»Ich bin in Rente und tagsüber öfter daheim. In meinem Haus wohnen neun berufstätige Nachbarn. Fast täglich klingeln diverse Paketdienste bei mir. Anfangs habe ich die Pakete angenommen und den Nachbarn übergeben. Mittlerweile tue ich das nicht mehr. Zum einen weil es mich nervt, zum anderen weil ich selbst nie etwas über das Internet einkaufe. Ich lehne das ab, da die Lieferfahrten den Verkehr belasten, Verpackungsmüll anfällt, Retouren teilweise vernichtet werden und auch der örtliche Einzelhandel darunter leidet. Bei uns im Ort haben schon einige Läden geschlossen. Sollte ich Pakete wieder annehmen oder meiner Einstellung treu bleiben?« **BRIGITTE N., NEUBIBERG**



Wir befinden uns gerade in einem Zwischenzustand, was das Zustellen von Paketen angeht. Die Hauseigentümer oder wer sonst für das Aufstellen von Briefkästen verantwortlich ist, haben die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Jedenfalls haben sie noch nicht reagiert. Immer mehr Menschen bestellen immer mehr Sachen im Internet. Das kann man noch so bedauern, aber man wird diese Entwicklung weder aufhalten noch umkehren können, wir müssen damit also gemeinsam umgehen. Mein nettes Ich möchte Ihnen zurufen, dass Sie weiter Pakete annehmen sollen, einfach weil's netter ist. Wer würde sich nicht freuen, hätte ein Mitmensch das Gleiche für einen selbst getan? Mein normales Ich ist genauso genervt von dieser Sache wie Sie. Man hasst sich ja schon dafür, so oft zu Hause zu sein tagsüber, wie viel cooler wäre es, man wäre auch einer von denen, die tagsüber, wenn die Paketboten ausfliegen, natürlich nicht da sind. Kein aufregendes Leben spielt sich zu Paketzustellzeiten innerhalb der eigenen vier Wände ab. Die Nachbarin

von mir, deren Post ich ständig annehme, weil sie drei kleine Kinder hat und es deshalb verständlicherweise nicht persönlich zu Amazon schafft, holt ihre Warensendungen nie bei mir ab. Ich bringe sie ihr. Weiß sie nicht, dass es Annahmestellen für Pakete gibt? Warum sage ich ihr das nicht? Falls zuständige Stellen dies lesen: Eine New Yorker Freundin von mir wohnt in einem Mietshaus, in dem es neben den normal großen Briefkästen auch übergroße für Pakete gibt. Bekommt sie eines, findet sie in ihrem normalen Briefkasten einen Schlüssel mit der Nummer des Riesenfachs, in dem ihr Paket ist. Bis ähnlich Schlaues bei uns eingeführt wird, läuft die Chose wohl auf die Frage hinaus, ob man jemand sein will, den man selber mögen würde, oder jemand, der anderen eine Lektion erteilt.

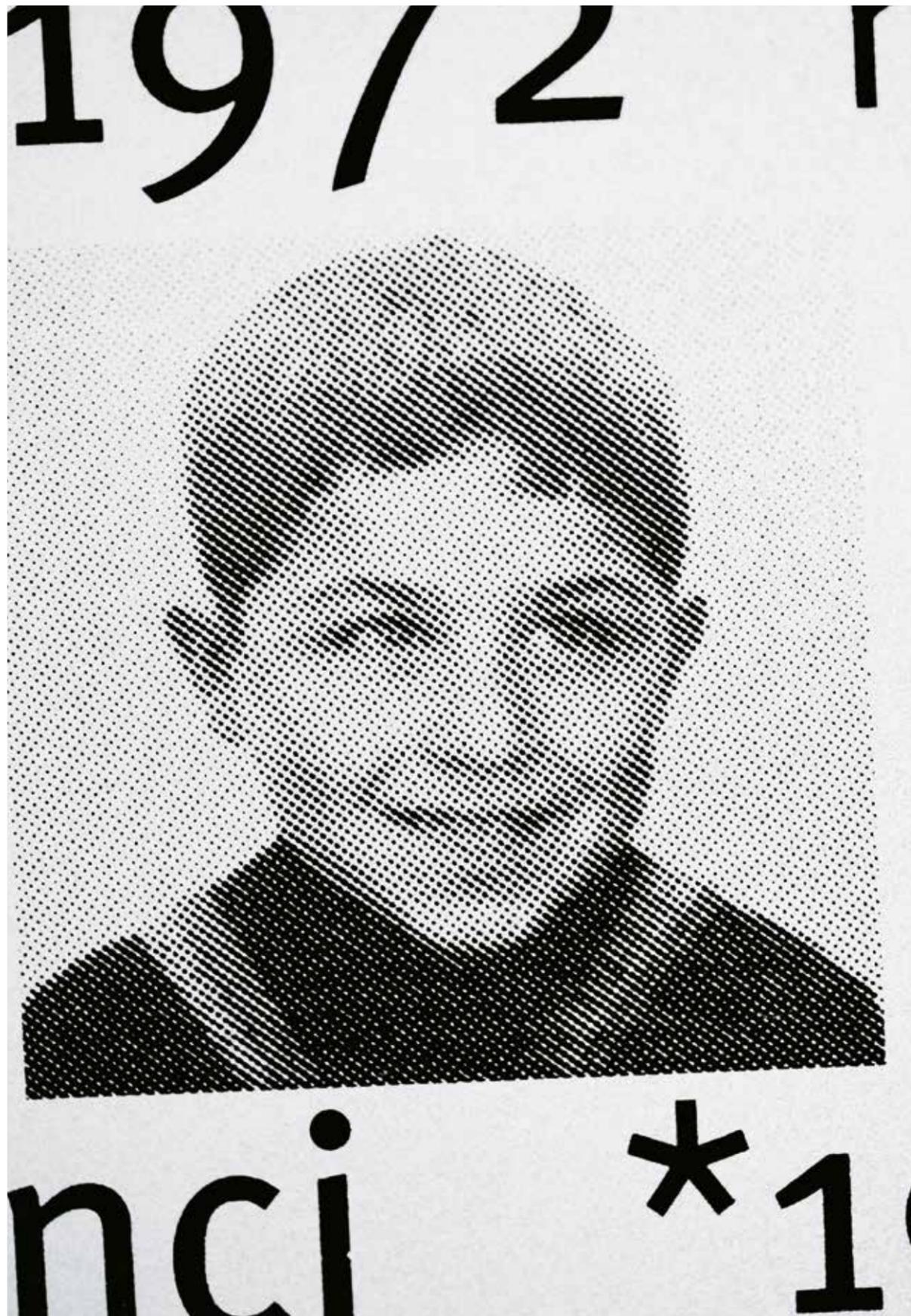


JOHANNA ADORJÁN

Welches Problem treibt Sie um? Schreiben Sie an gutefrage@sz-magazin.de



Fotos: Mauritius Images/David Ball, Getty Images; Illustration: Serge Bloch; alle Autoren-Illustrationen: Grafflu



Cengaver Katranci wurde acht Jahre alt. An dem Ufer, an dem er ins Wasser fiel, steht heute eine Gedenktafel, in der dieses Foto von ihm eingelassen ist.

Unter- gegangen

Zwischen 1966 und 1975 ertranken fünf Kinder in der Spree in Berlin. Weil der Fluss damals DDR-Grenzgebiet war, wagten es weder Rettungskräfte noch Passanten, sie zu retten. Bis heute sind die Geschichten dieser Kinder kaum bekannt. Doch die Angehörigen trauern immer noch

TEXT
CHRISTOPH CADENBACH, ANNABEL DILLIG
und CHRISTIAN SCHRAMM

Der Raum wirkt dunkel und ist roh verputzt, wie ein Keller. Seine Hose und sein Poloshirt sind öl- und rußverschmiert. Am Telefon hatte er angekündigt, dass er wenig Zeit und viel zu tun habe, als Treffpunkt schlug er seine Werkstatt vor, die im ersten Stock eines abrisstreifen Gewerbebaus in Ankara liegt.

Zur Begrüßung reicht Mustafa Katranci einem die Hand. Er ist ein kleiner, schlanker Mann mit gesunder Körperspannung. In seinen 62 Jahren hat er gelernt, das Leben auszuhalten und anzunehmen, das wird sich in den Gesprächen in den folgenden zwei Tagen zeigen. Doch erst mal will er den Metallrahmen fertig schweißen und läuft zu seinem Werkisch. Auf halbem Weg bleibt er stehen und fragt: »Warum interessiert ihr euch für diese Geschichte?«

Am 30. Oktober 1972 stand Mustafa Katrancis Bruder an einer Kaimauer an der Spree und warf Brotkrumen ins Wasser. Wahrscheinlich wollte der Achtjährige Enten und Schwäne füttern. Plötzlich verlor er das Gleichgewicht und stürzte in den Fluss. Er konnte nicht schwimmen.

Ein Freund, der ihn begleitet hatte, rannte am Ufer entlang zu einem Angler, der etwa hundert Meter entfernt direkt an der Oberbaumbrücke saß. Dieser Mann erzählte später einem Reporter der *Berliner Morgenpost* von diesem Augenblick: Wie ihn der Junge anflehte zu helfen. Wie er, der Angler, zur Unglücksstelle lief. Und wie ihn dort der Mut verließ und er nicht ins Wasser sprang, weil er Angst hatte, erschossen zu werden.

Heute steht an dem Ufer, das den Berliner Stadtteil Kreuzberg begrenzt, eine schmale Gedenktafel aus Glas. Auf einem der Fotos, die darin eingelassen sind, lächelt Mustafa Katrancis Bruder. Er hat dunkle Haare und trägt eine Latzhose. Das Foto ist eine Schwarz-Weiß-Aufnahme. Daneben steht: »Cengaver Katranci, *1964, †30.10.1972.«

Was genau in den Minuten um den Sturz geschah, lässt sich nur aus Artikeln der West-Berliner Zeitungen von damals rekonstruieren. Die Texte beginnen wie Berichte über einen Unfall, aber in dem Moment, in dem der Angler am Ufer verharret, werden sie zu politischen Zeitdokumenten. Kreuzberg gehörte zu West-Berlin, Friedrichshain, auf der anderen Seite der Spree, zum sowjetischen Sektor und damit quasi zur DDR.

Heute blickt man von Kreuzberg über die Spree auf Hotel-Schiffe und die Reste der Berliner Mauer, die nur noch als Fotomotiv dienen. Dahinter stehen die Büroburgen von Zalando und Mercedes. 1972 standen dort Wachtürme. Auf der Oberbaumbrücke warteten Grenzsoldaten auf einen Einsatz, keine Straßenmusiker auf Touristen. Die Spree zählte an dieser Stelle in voller Breite zu Ost-Berlin, in das der achtjährige Cengaver buchstäblich hineinfel. Er war ein »Türkenjunge«, ein »Gastarbeiterkind«, wie die Journalisten damals formulierten. Seinen Namen schrieben sie falsch: »Cengiz Koc«.

Sein tatsächlicher Name wird »Dschengaver« ausgesprochen, Cengiz ist die Kurzform, Koc der Name seines Onkels, so erzählt es Mustafa Katranci in Ankara. Er schildert die Erlebnisse von damals, den persönlichen Schicksalsschlag. Es steckt darin aber auch die Tragik der deutschen Teilung. Mustafa Katranci hat den Sturz seines Bruders nicht miterlebt, aber er kann berichten, wie er seine Familie verändert hat. Er und Cengaver waren damals erst kurze Zeit in Deutschland. 1970 waren sie aus Ankara nach Berlin gezogen. Ihre Mutter Hüsniye, die in einem West-Berliner

Krankenhaus als Putzfrau arbeitete, hatte sie zu sich geholt. Dass die Stadt durch eine Mauer geteilt war, und dass Soldaten Menschen erschossen, die diese Grenze überwinden wollten, wussten die Brüder vor ihrer Ankunft nicht. Cengavers Mutter wird sich in den folgenden Jahrzehnten vorwerfen, sie sei schuld an seinem Tod. Während Historiker in ihm eines der jüngsten Opfer der Berliner Mauer sehen.

Hätte er gerettet werden können? Etwa drei Minuten nach Cengavers Sturz glitt ein Tanklastschiff die Spree entlang, begleitet von einem Boot der Ost-Berliner Feuerwehr. Am Unglücksort hatten sich mittlerweile einige West-Berliner versammelt und riefen um Hilfe. Das Feuerwehrboot stoppte kurz und fuhr dann weiter, heißt es in den Zeitungsberichten. Etwa zehn Minuten nach Cengavers Sturz trafen die ersten Fahrzeuge der West-Berliner Feuerwehr ein, wenig später auch zwei ihrer Taucher, die einsatzbereit an der Kaimauer warteten, aber nicht ins Wasser durften. Ein West-Berliner Polizist

Auf der Spree dümpelten NVA-Boote, die wohl nicht für eine Rettung ausgestattet waren

verhandelte an der Sektorengrenze auf der Oberbaumbrücke mit einem NVA-Offizier über den Rettungseinsatz. Eine direkte Telefonverbindung zwischen West- und Ost-Feuerwehr gab es nicht. Der NVA-Mann verwies darauf, dass die Bergung ihre Angelegenheit sei, und kündigte ein Rettungsboot an. Bis es da sein würde, dauerte es eine Stunde.

In der Zwischenzeit hatten sich mehr und mehr Menschen am Kreuzberger Ufer versammelt. Auf der Spree dümpelten mehrere NVA-Boote, die wohl nicht für eine Rettung oder Bergung ausgestattet waren. Der Leiter der Kreuzberger Polizeiinspektion versuchte mithilfe eines Megafons mit den NVA-Leuten zu kommunizieren: »Ich mache Ihnen den Vorschlag, bis zum Eintreffen Ihrer Taucher unsere Leute einzusetzen!« Die NVA-Leute reagierten aber nicht.

Einer der West-Berliner Feuerwehrmänner war Klaus Abraham, damals 34 Jahre alt, heute 81. Den Unfall und die ersten Minuten danach hat auch er nicht miterlebt, aber er kann von der absurden Rettungsaktion erzählen: »Wir hatten vom Einsatzleiter, das heißt von der Polizei und auch von den Alliierten, die Anordnung bekommen: Ihr dürft da nicht rein! Und dann stehen wir da, umringt von aufgebrachten Menschen. Wir stehen also da und finden die Situation selbst unerklärlich, und werden dann auch noch beschimpft: »Ihr seid Feiglinge!« Die Stimmung war richtig aggressiv.«

Um kurz nach 15 Uhr, rund eineinhalb Stunden nach seinem Sturz, wurde Cengaver von zwei DDR-Grenzsoldaten aus dem Wasser auf ein Boot gezogen. Es gibt ein Foto von diesem Moment: Man sieht einen schlaffen Körper, an dem die nasse Kleidung wie Schweröl glänzt.

Mindestens 140 Menschen sind in Berlin im Schatten der Mauer gestorben. Wissenschaftler vom Zentrum für zeithisto-

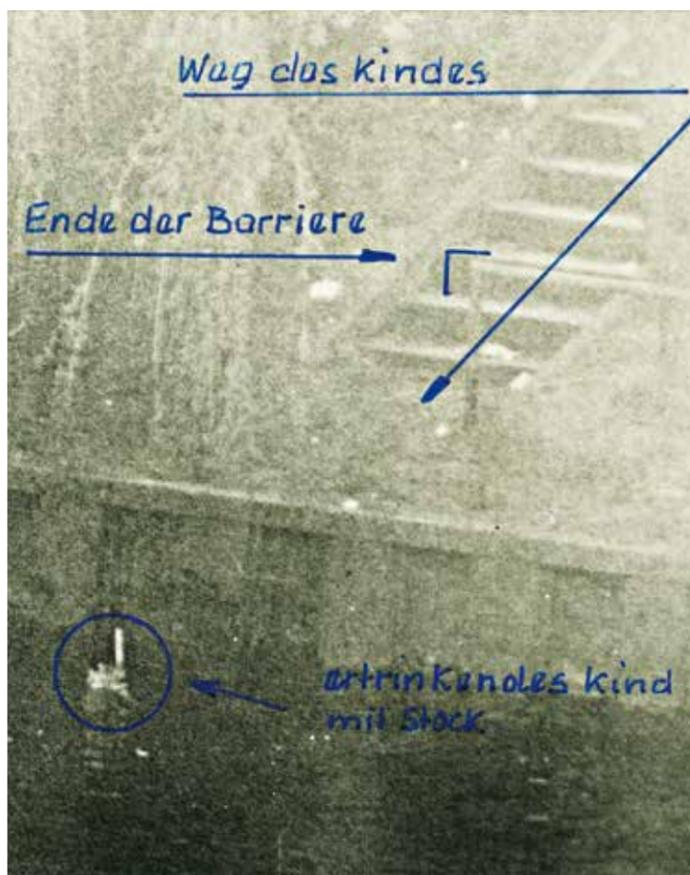


Mustafa Katranci (oben) ist zurück in die Türkei gezogen. Über den Tod seines Bruders berichtete damals die Bild. Unten: Während des Rettungseinsatzes für Cengaver Katranci versammelten sich immer mehr Kreuzberger am Ufer und beobachteten die DDR-Grenzsoldaten auf dem Boot.





Oben: Der Junge im gestreiften Hemd ist der Bruder von Cetin Mert. Er sah, wie Cetins Körper aus der Spree gezogen wurde. Unten links: Dieses Foto machten die beiden DDR-Grenzsoldaten, die als sogenannte Aufklärer unterwegs waren. Sie ergänzten es akribisch mit Erklärungen. Unten rechts: Nach Cetin Merts Tod protestierten 1200 West-Berliner in Kreuzberg am Gröbenufer, so hieß die Straße oberhalb der Spree damals. Heute heißt sie May-Ayim-Ufer.



rische Forschung Potsdam und der Gedenkstätte Berliner Mauer haben die Todesumstände und Biografien dieser Opfer recherchiert. Die meisten, 101 Personen, waren demnach Flüchtlinge aus der DDR, die beim Versuch, die Grenzanlagen zu überwinden, erschossen wurden, verunglückten oder sich das Leben nahmen. Acht DDR-Grenzsoldaten wurden im Dienst getötet. 31 Menschen aus Ost und West starben, die keine Fluchtabsicht hatten. Cengaver war einer von ihnen. Er ist in vielerlei Hinsicht ein ungewöhnliches Opfer – wer denkt an einen türkischen Jungen, wenn er an die Mauertoten denkt? Aber er ist nicht allein. In der Kreuzberger Spree, in Sichtweite der Oberbaumbrücke, ertranken insgesamt fünf Kinder, nachdem sie beim Spielen ins Wasser gefallen waren: Andreas Senk, fünf Jahre alt, 1966. Der achtjährige Cengaver 1972. Siegfried Kroboth, fünf Jahre alt, 1973. Giuseppe Savoca, sechs Jahre alt, 1974. Cetin Mert, der 1975, am Tag, an dem er ertrank, seinen fünften Geburtstag feierte.

Wie die Angehörigen mit dem Verlust ihrer Kinder und Geschwister umgegangen sind, darüber weiß man fast nichts. Der Bruder von Cetin Mert hat vor 19 Jahren der *Berliner Zeitung* ein Interview gegeben. Die Schwester von Giuseppe Savoca sprach kürzlich in einem ARD-Film.

Cengavers Mutter hatte noch nichts von dem Unglück gehört, als der Körper ihres Sohnes geborgen wurde. Die DDR-Grenzsoldaten hätten die Leiche ans Kreuzberger Ufer bringen können, es lagen nur wenige Meter zwischen ihrem Boot und der Kai-mauer, doch sie drehten ab und nahmen Cengaver mit sich. Damit enden die Zeitungsberichte. Nur in der *Berliner Morgenpost* wurde einige Tage später der falsche Name korrigiert und vermeldet, dass Cengavers Mutter ein gerichtsmedizinisches Institut in Ost-Berlin besucht hatte, um ihr Kind zu identifizieren. Nun wolle sie Cengaver in ihrer Heimat bestatten lassen.

In seiner Werkstatt in Ankara erinnert sich Mustafa Katranci an viele Eckpunkte seiner Familiengeschichte nur schemenhaft. Er reibt sich dann mit der Hand über den Hinterkopf. Wann seine Eltern heirateten? Vermutlich Anfang der Fünfzigerjahre in einem Dorf in Zentral-Anatolien, aus dem sie stammten. Seine Mutter, die Braut, soll damals 15 Jahre alt gewesen sein. Wo sie später in Berlin wohnten? Irgendwo in Kreuzberg, gegenüber von einem Supermarkt oder einem Park. Manche Details weiß er dagegen noch sehr genau: dass Cengaver in einem Stahlbehälter in die Türkei geflogen und auch darin beerdigt wurde. Weil die Deutschen ihnen eingebläut hätten: Macht diesen Behälter nicht auf! Ein paar Mal erzählt Katranci das, einmal muss er dabei weinen. Er redet sprunghaft, assoziativ. Man muss die Ereignisse selbst ordnen.

Nach ihrer Hochzeit waren seine Eltern nach Ankara gezogen, in die Hauptstadt der Türkei. Der Vater war Polizist. Die Mutter brachte vier Kinder zur Welt: einen Sohn, eine Tochter, dann Mustafa und Cengaver. 1969 zog sie im Rahmen des Anwerbeabkommens zwischen der Bundesrepublik und der Türkei nach Berlin – allein – und begann, in dem Krankenhaus zu putzen. Zwei Jahre später kamen die 15-jährige Schwester, der 14-jährige Mustafa und der sechsjährige Cengaver zu ihr. Der Vater blieb in Ankara, nach Deutschland reiste er in seinem ganzen Leben nie.

Cengaver lernte am schnellsten die neue Sprache. Er sei ein ruhiger, fleißiger Junge gewesen, sagt Mustafa Katranci. Beide gingen in die Schule, ihre Schwester übernahm zu Hause die Rolle der Mutter, während diese arbeitete.

Aus deutscher Perspektive hatte ihre neue Heimat Kreuzberg damals einen durchweg schlechten Ruf und eine noch schlechtere Infrastruktur. Die meisten Wohnungen lagen in sanierungsbedürftigen Altbauten. Neunzig Prozent konnten nur mit Kohleöfen beheizt werden, siebzig Prozent hatten kein Bad und WC, sondern Gemeinschaftstoiletten auf der Zwischenetage oder im Hof. In Kreuzberg, dem Frontstadt-Stadteil, wollte wohl niemand leben, der es nicht musste: Die Einwohnerzahl war 1971 auf 160 000 Menschen gesunken, vor dem Zweiten Weltkrieg lag sie bei 330 000. Geblieben waren alte Leute und Arbeiter, neu zugezogen vor allem Menschen, die in den besseren Vierteln Berlins nicht unbedingt willkommen waren.

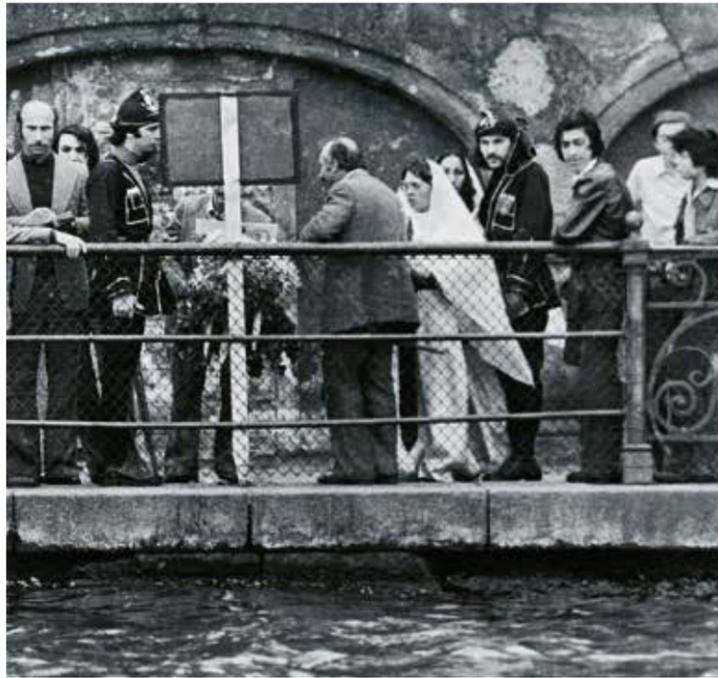
Als Cengaver Katranci im Spreewasser unterging, war die Mutter bei der Arbeit

»Die Türken kommen – rette sich, wer kann«. So titelte *Der Spiegel* 1973 und bestärkte damit wohl nur, was die Mehrheitsgesellschaft dachte. Die Reportage, die dann folgt, spielt größtenteils in Kreuzberg und vermittelt den Eindruck eines wilden Landstrichs, in dem »ausgeweidete Hammel« vor den Geschäften hängen. Etwa 20 000 Türken lebten zu der Zeit in dem Bezirk, laut offizieller Statistik. Die *Spiegel*-Reporter vermuteten zudem eine hohe Zahl Illegaler in der »Türken-Kolonie« und schrieben: »Fast alle bleiben im Lande und mehren sich redlich.«

Vielleicht hat Mustafa Katranci Glück gehabt und ist nie einem Deutschen begegnet, der ihn dermaßen abfällig behandelte, wie es der Tonfall aus dem *Spiegel* nahelegt. Oder er hat es vergessen. In seiner Werkstatt in Ankara wird sein Blick weich und neben seinen Augen fächern Lachfalten, wenn er über seine Zeit in Berlin spricht: über Hans, seinen Berufsschullehrer, der ihn gefördert habe wie einen kleinen Bruder; über seine Arbeit bei Siemens am Fließband, wo sie Waschmaschinen bauten; über seinen späteren Job als Lkw-Fahrer für eine Spedition, für die er Wein und Bier an Kneipen lieferte; und über lange Abende in ebensolchen Kneipen. »Berlin«, sagt er, »war meine beste Zeit.«

Das alles geschah in den Jahren nach Cengavers Tod. Mustafa Katranci machte weiter und wurde vom Leben mitgerissen. Für seine Mutter war das Unglück wohl eine härtere Zäsur. Sie habe anschließend Medikamente gegen Depressionen genommen, sagt Mustafa Katranci. Habe sich mehr zurückgezogen und ein Kopftuch getragen, das sie zu Beginn ihrer Zeit in Deutschland abgelegt hatte.

Als Cengaver im Spreewasser unterging, war die Mutter bei der Arbeit. Erst Stunden später habe sie von der Polizei erfahren, was passiert war, sagt Mustafa Katranci. Gemeinsam seien sie nach Ost-Berlin in die Gerichtsmedizin gefahren. »In dem Raum stand eine Art Glaskasten, in dem Cengaver lag. Nur sein Gesicht war zu erkennen. Ob das ihr Kind sei, wollte jemand von meiner Mutter wissen.« Dann erzählt Katranci von dem Stahlbehälter, bricht auf einmal ab und fragt: »Wollen wir zu mir nach Hause fahren?«



Selbst die Trauerfeier für Cetin Mert wurde von den Grenztruppen der DDR fotografiert.

Wer trägt die Verantwortung für Cengavers Tod? Hat jemand Schuld? In den West-Berliner Zeitungsberichten von damals werden vor allem die DDR-Grenzsoldaten kritisiert, »tatenlos« zugesehen zu haben, während das Kind ertrinkt oder womöglich schon ertrunken war. In einem Kommentar wird ein größerer Zusammenhang gesehen: »Wer will hier den einzelnen richten?«, schreibt der Autor. Und: Es bleibe das »Entsetzen darüber, wie sehr jenes gewalttätige Regime seine Untertanen der Menschenwürde entblößen kann.«

Seit dem Fall der Mauer haben Historiker versucht, in die Köpfe der DDR-Grenztruppen zu blicken. Sie haben rekonstruiert, wie die Soldaten während der Ausbildung gedrillt wurden, und wie sie anschließend in einem System dienen mussten, das von Misstrauen zusammengehalten wurde. »Die Stasi war in den Grenztruppen gut vertreten, etwa acht Prozent waren Spitzel«, sagt Gerhard Sälter, der für die Gedenkstätte Berliner Mauer arbeitet und ein Buch zum Thema geschrieben hat. Ob die Grenzsoldaten wirklich geschossen hätten? Auf den Angler? Auf die Taucher der West-Berliner Feuerwehr? Auf die eigenen Leute, falls einer aus dem Osten ins Wasser gesprungen wäre, um zu helfen? »Das hängt immer von den einzelnen Personen ab«, sagt Sälter. »Das Problem ist, dass es für sämtliche Akteure nicht einschätzbar war.«

In Berlin hatte es vor Cengavers Tod ähnliche Fälle gegeben, die gewaltsam endeten und womöglich im kollektiven Bewusstsein der Menschen verankert waren. Im Sommer 1953 starb Wolfgang Röhling, 15 Jahre alt, als er mit Freunden im Spandauer Schifffahrtskanal baden wollte. Der Kanal gehörte in voller Breite zu Ost-Berlin, wie die Kreuzberger Spree. Die Jugendlichen wollten vom West-Berliner Ufer ins Wasser springen, wurden dann aber von uniformierten Männern, die auf der Ost-Seite standen, ermahnt, dies zu unterlassen. Die Jungs schimpften wohl

und warfen Steine ins Wasser. Ein Schuss knallte und traf Wolfgang Röhling in den Kopf.

Etwa an gleicher Stelle wurde im Frühjahr 1966 Paul Stretz erschossen, 31 Jahre alt. Der Lagerarbeiter badete im Kanal, obwohl Kollegen, die am Ufer standen, ihn warnten, dass das lebensgefährlich sei. »Ach was, die Heckenschützen, das Wasser ist so schön warm«, soll Stretz gesagt haben. Als er zum West-Ufer zurückschwamm, entdeckten ihn zwei DDR-Grenzsoldaten von einem Wachturm aus und hielten ihn wohl für einen Flüchtling. Sofort begannen sie zu schießen und wurden von Kameraden unterstützt. Vier Kugeln trafen Stretz, der im Kanal versank.

Andererseits hat der Feuerwehrmann Klaus Abraham, der bei der Rettungsaktion für Cengaver dabei war, viele Einsätze erlebt, bei denen die Grenzposten auf der Ost-Seite nicht zu allen Mitteln griffen, wie es ihnen der Schießbefehl eigentlich vorschrieb. »In Kreuzberg verlief die Grenze an Hausfassaden entlang«, erzählt Abraham. »Wir wurden gerufen, wenn aus diesen Häusern jemand flüchten wollte, und rückten dann mit einem Sprungtuch an. Die Leute sind gesprungen, und die Grenzsoldaten, die das beobachteten, schossen bloß in die Luft oder auf Laternen.«

Man kann sich auch fragen, warum das Kreuzberger Ufer nicht gesichert wurde, nachdem das erste Kind ertrunken war. Treppen führten die Böschung hinab. Es gab

keinen Zaun, bloß ein Geländer. Vermutlich eine politische Entscheidung: Der West-Berliner Senat wollte damals nichts errichten, was eine Grenze symbolisieren konnte. Und was DDR-Flüchtlingen den Weg versperrte.

Im Wohnzimmer der Katrancis in Ankara wird die Frage nach der Verantwortung für den Tod des Kindes ganz anders beantwortet. Mustafa Katrancis sitzt auf einem roten Sofa vor einem glänzend weißen Tisch, auf dem Sideboard neben ihm stehen Familienfotos und pastellfarbene Tierfiguren. Alles wirkt neu wie in einem Einrichtungshaus. Er weint, als er sagt: »Ich wäre ins Wasser gesprungen, auch wenn sie auf mich geschossen hätten.«

Seine Frau Fadime, die ihn von einem roten Sessel aus beobachtet, erzählt, dass die Mutter Hüsnüye bei jedem Besuch über Cengaver gesprochen habe. Bis zu ihrem Tod vor drei Jahren. »Wenn sie sich um die Kinder gekümmert hätte, wäre Cengaver nicht gestorben. So hat Hüsnüye geredet«, sagt Fadime. »Sie hat sich ihr Leben lang Vorwürfe gemacht.« Auch Fadime weint, wie stellvertretend für die Mutter.

Hüsnüye hat bis zu ihrem Tod in Berlin gelebt. Ihr Mann, der Polizist, starb bereits 1979. Auch die beiden älteren Geschwister von Mustafa sind tot. Er ist der letzte Verbliebene der Familie Katrancis.

1984 ist er zurück in die Türkei gegangen – gezwungenermaßen. Sein türkischer Pass war abgelaufen, und die türkische Botschaft wollte ihm nur dann einen neuen ausstellen, wenn er seinen Wehrdienst leistet. Seine damalige Frau und die drei Töchter blieben in Deutschland. Die Frau ist mittlerweile tot, die eine Tochter lebt bei Stuttgart, die anderen in der Türkei.

Nach seiner Zeit beim Militär fand Katrancis einen Job im öffentlichen Dienst in Ankara. Er arbeitete als Techniker und Schweißer in Ministerien und Behörden. 2013 wurde er pensioniert, seitdem verdient er sich zu seiner Rente etwas Geld mit

Auftragsarbeiten hinzu. Auf seinem Smartphone zeigt er Fotos von Metalltoren und Blumenkübeln, die er geschweißt hat. Mit seiner heutigen Frau Fadime hat er zwei Kinder.

Mustafa Katrancis Leben ist gezeichnet von Todesfällen, Brüchen und Neuanfängen. Er wirkt wie jemand, der sich damit arrangiert hat und nicht oft zurückblickt. In Deutschland war er seit 1984 nie wieder. Ihm fehlten das Geld und die Zeit, ein Visum zu beantragen, sagt er. Die meisten deutschen Wörter hat er vergessen.

Von seinem Bruder Cengaver ist ihm nichts Greifbares geblieben. Katrancis besitzt kein Foto, kein Kleidungsstück. Nicht mal Cengavers Grab existiere noch, sagt er, weil der Friedhof in Ankara wenige Jahre nach der Beerdigung aufgelöst worden sei und die Fläche bebaut wurde.

In Deutschland hat Cengaver einige wenige Spuren hinterlassen: auf der Gedenktafel am Kreuzberger Ufer, von deren Existenz Mustafa Katrancis nichts wusste. In dem Buch *Die Todesopfer an der Berliner Mauer 1961–1989*, in dem es ein schmales Kapitel über ihn gibt. Im Internet findet man einen Wikipedia-Artikel über ihn: auf Deutsch, Englisch und Polnisch, aber nicht auf Türkisch. Am Kreuzberger Ufer soll bald eine weitere Gedenktafel errichtet werden, auf der detailliert an die ertrunkenen Kinder erinnert wird. Und einmal im Jahr wird bei einer Andacht in der Kapelle

Der Tod von Cetin Mert zeigt, wie ein Unglück in einer Familie von Generation zu Generation nachwirken kann

der Versöhnung Cengavers Unglück geschildert. Dort wird fast jeden Tag eines anderen Opfers an der Berliner Mauer gedacht.

Damals hat Cengavers Tod einen politischen Prozess angestoßen. Als Reaktion auf das Unglück begannen Mitarbeiter des West-Berliner Senats, mit Vertretern des DDR-Außenministeriums über Rettungsmaßnahmen zu verhandeln. Was also zu tun sei, falls wieder jemand in die Spree falle. 16 Treffen waren nötig, zweieinhalb Jahre vergingen. Es wurde wohl um jedes Wort gerungen.

Die DDR-Vertreter wollten zum Beispiel, dass in der Vereinbarung die Sektorengrenze als »Staatsgrenze« beschrieben wird, in ihrem Ringen um Anerkennung als eigenständiger Staat. Die West-Berliner wollten das nicht und setzen sich durch, weil Berlin ja einen Sonderstatus hatte: Die drei West-Sektoren der geteilten Stadt gehörten rechtlich nicht zum Staatsgebiet der BRD. Wie sollte es da eine Staatsgrenze geben?

Der Maßnahmenkatalog, auf den man sich schließlich einigen konnte, wirkt aus heutiger Sicht wie das Ergebnis eines bürokratischen Pingpong-Spiels: Sollte die West-Feuerwehr vor der Ost-Feuerwehr an einem Unglücksort eintreffen, dürften die West-Feuerwehrleute zukünftig ins Wasser springen. Dies galt jedoch nicht für Polizisten, Zollbeamte oder Privatpersonen, also Menschen wie den Angler zum Beispiel. Diese sollten erst versuchen, durch »Zuwerfen von Rettungsringen, Leinen u.a. Hilfsmitteln« zu helfen. Sollte das »erkennbar nicht zum Erfolg führen«, dürften sie ins Wasser, müssten aber vorher eine der neu installierten

»Rettungssäulen« betätigen, die mit einem »elektroakustischen« und einem »optischen Signal (Rundum-Kennleuchte rot)« ausgestattet sein sollten.

Dass diese Vereinbarung überhaupt geschlossen wurde, liegt wohl daran, dass drei weitere Kinder in der Spree ertranken: Siegfried Kroboth, Giuseppe Savoca und Cetin Mert. Nach Cetins Tod versammelten sich rund 1200 Menschen am Kreuzberger Ufer, Türken vor allem. Sie hielten Schilder in die Luft: »Nieder mit dem Mörder-System«. Die DDR-Grenzposten auf der anderen Seite fotografierten den Protestzug. Es war der Aufschrei einer Minderheit, die von der West-Berliner Politik bis dahin wenig beachtet wurde, außer als Integrationsproblem.

Viele Türken in Kreuzberg sollen die Berliner Mauer in den folgenden Jahren »Schandmauer« genannt haben, wegen Cetin und der anderen ertrunkenen Kinder. Das hat die Berliner Stadtplanerin Gülsah Stapel, die über das türkische Leben in Kreuzberg forscht, immer wieder in Gesprächen gehört.

Cetins Unglück ist besonders gut dokumentiert. Der Fünfjährige wurde bei seinem Sturz ins Wasser von zwei DDR-Grenzsoldaten beobachtet, die als sogenannte Aufklärer unterwegs waren, um die »Handlungen des Gegners« am West-Ufer festzuhalten. So steht es in einem Bericht, den man in der Stasi-Unterlagen-Behörde einsehen kann. Darin heißt es: »Dieses Postenpaar beobachtete (...) 2 spielende Kinder (...). Beim Versuch eines der Kinder, einen Stock ins Wasser zu werfen, rutschte dieses ab und fiel ins Wasser.« Die beiden Aufklärer machten ein Foto (*siehe Seite 20*). Hilfe holten sie nicht, obwohl der nächste Grenzposten kaum 200 Meter entfernt war. Vor ihren Augen ging Cetin unter.

Sein Tod zeigt, wie ein Unglück in einer Familie von Generation zu Generation nachwirken kann. Seine Mutter lebt heute in der Türkei. Sie möchte nicht über ihren Sohn sprechen, sagt ihr Enkel Yalcin Mert, der an einem Tag im April 2019 in einem indischen Restaurant in Kreuzberg sitzt. Yalcin Mert ist 22 Jahre alt. Er wurde in Kreuzberg geboren und ist geblieben. Cetins Schicksal kennt er nur aus den dünnen Erzählungen seiner Eltern und seiner Oma. Trotzdem hat der 11. Mai 1975, der Tag, an dem Cetin in der Spree unterging, auch in seinem Leben im Jahr 2019 einen Abdruck hinterlassen. Yalcin Mert kann nicht schwimmen. Auch seine Geschwister, seine Cousins und Cousinen könnten es nicht, erzählt er. Wenn er mit Freunden ins Freibad geht, stehe er im Babybecken rum. Seine Eltern, Onkel und Tanten fürchten seit Cetins Tod das Wasser so sehr, dass sie den Kindern verboten, schwimmen zu lernen.

CHRISTOPH CADENBACH, ANNABEL DILLIG und CHRISTIAN SCHRAMM



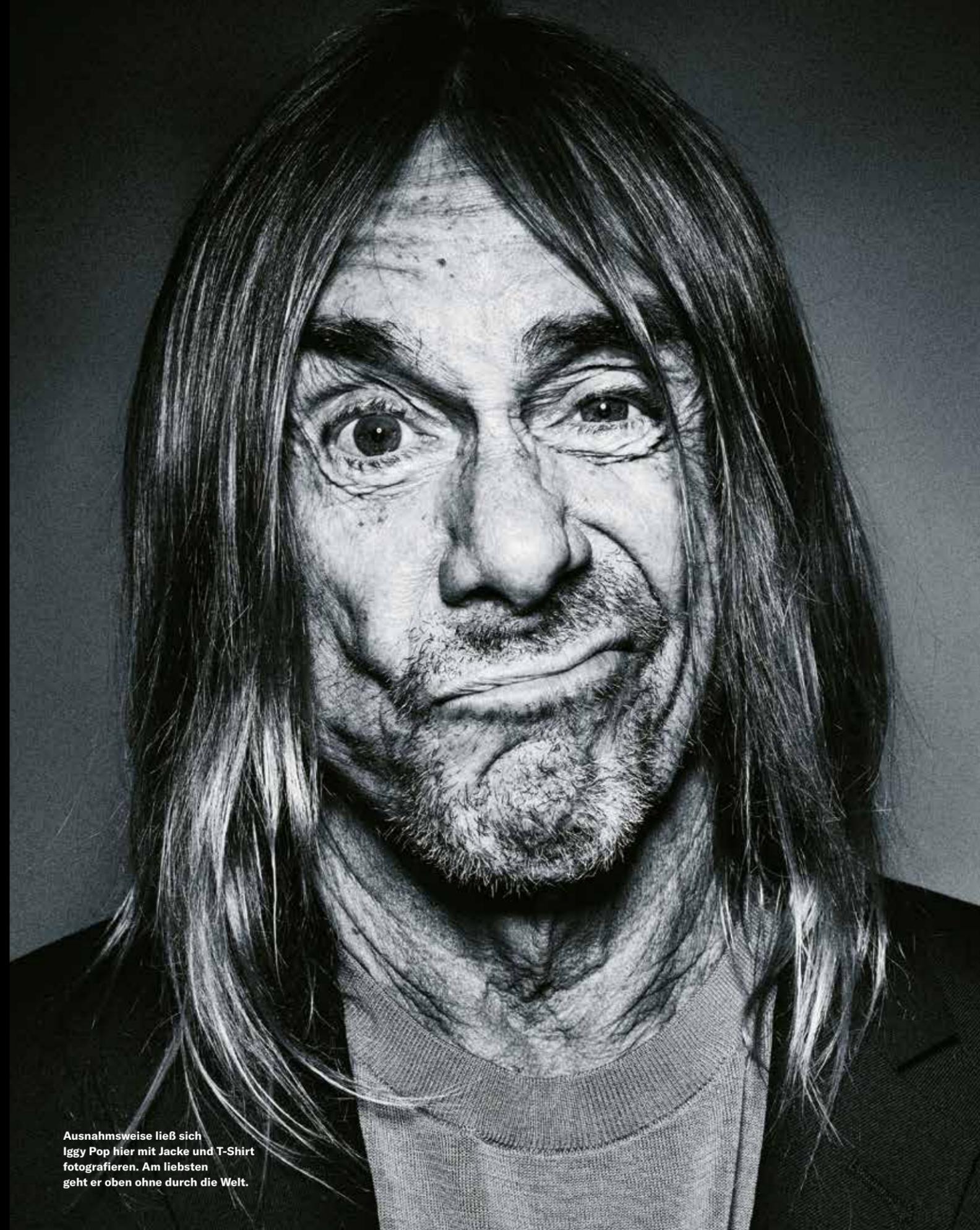
Die Idee für diesen Artikel hatte der Autor Christian Schramm, der sie dann gemeinsam mit Christoph Cadenbach und Annabel Dillig vom *SZ-Magazin* recherchierte. Schramm hatte vor vier Jahren das Foto des ertrinkenden Cetin Mert, das hier auf Seite 20 zu sehen ist, in der Stasi-Unterlagen-Behörde entdeckt. Dieses Bild ließ ihn nicht mehr los.

»JEDER BEGINNT UNTEN

Nach einem Leben voller Exzesse ist der Rockmusiker Iggy Pop weise geworden. Im Interview spricht er über seine Widerstandskräfte, Schamanismus und darüber, warum es im Rock 'n' Roll wirklich geht

INTERVIEW JOHANNES WAECHTER FOTOS HENRY LEUTWYLER

IM DRECK«



Ausnahmsweise ließ sich Iggy Pop hier mit Jacke und T-Shirt fotografieren. Am liebsten geht er oben ohne durch die Welt.

SZ-MAGAZIN Soll ich Jim oder Iggy zu Ihnen sagen?

IGGY POP Nennen Sie mich Iggy. **Wie würden Sie den Unterschied zwischen Jim und Iggy beschreiben?**

Ich wurde als Jim Osterberg geboren. Mit zwölf fing ich an, auf Dinge einzudreschen. Ich fand mich in einer Rockband wieder, obwohl ich vorher Swing und Orchestermusik gemocht hatte. Plötzlich eröffnete sich mir der Weg zu einem schönen Leben als Rock- oder Bluesmusiker. Als ich im Eingangsbereich dieser Welt herumstolperte, wurde ich zu Iggy. Es war ungefähr so wie in John Lee Hookers großartigem Song *Boogie Chillen*. Was sollen wir machen, fragt die Mutter da, der Junge spielt immer nur Boogie-Woogie? Der Vater entgegnet: »It's in him and it got to come out.«

Der Name Iggy bezieht sich auf Ihre erste Band The Iguanas, auf Deutsch: die Leguane. Was steckte hinter diesem Bandnamen?

Es gab einen Film, der auf dem Tennessee-Williams-Drama *The Night of the Iguana* beruhte. Meine Eltern hatten eine Ausgabe der Zeitschrift *Life*, in der für den Film geworben wurde – mit dem Foto eines Leguans. Bei uns in Ypsilanti, Michigan, gab es solche Tiere nicht. Es sah cool aus, und für einen Jungen vom Land hörte sich der Name exotisch an. Als wir ein paar Jahre später die Band gründeten, fiel mir das Bild wieder ein, und ich schlug den Namen vor. Auf gewisse Weise habe ich also meinen eigenen Namen erfunden, aber eigentlich war er nicht für mich gedacht. Er kam zu mir. So ist das ja oft.

Inwieweit war Iggy auch eine Kreatur der späten Sechzigerjahre?

Ich habe gegen die Rebellen rebelliert. Ich wollte nicht nach Vietnam, aber ich wollte auch keine Fransenlederjacke tragen und beknackte Folksongs singen.

Welche Rolle haben Drogen bei Iggys Entstehung gespielt?

Man braucht Drogen, um die Spießigkeit der Existenz als weißer Amerikaner abzustreifen. Nur damit kam man aus diesem ganzen Regelwerk heraus. Kann ein weißer Junge den Blues spielen? Klar, wenn er bekifft genug ist.

Haben Cannabis und LSD, die Drogen der Sechziger, diesen Schritt eher gefördert als der Alkohol, den frühere Generationen sofften?

Drogen pusten dein Ego aus. Alkohol in der Regel nicht, Alkohol bestätigt und verstärkt es. Wenn dein Ego deiner Kreativität im Weg steht, können Drogen helfen. Aber wenn du zu weit gehst, schwächst du dein Ego. So ging es vielen, die Drogen genommen haben, mir ebenfalls. Wenn ich heute nur einen einzigen Zug von einem Joint nehme, muss ich mich unter dem Sofa verstecken.

Mit Ihrer Band The Stooges haben Sie ab 1968 die Rockmusik umgekrempelt: zum einen durch die stumpfe Härte der Musik, vor allem aber

durch Ihre konfrontative Bühnenshow. Ohne Rücksicht auf Ihre Gesundheit haben Sie sich auf dem Boden gewälzt und mit Messern oder Glasscherben verletzt, bis Blut floss. Sie sind kopfüber ins Publikum gesprungen, haben sich von den Zuschauern auf Händen tragen lassen, diese aber auch oft bedrängt und provoziert. Wie sind Sie dazu gekommen, Ihren Körper auf derart extreme Weise zum Kunstobjekt zu machen?

Ich wusste gut über Bauchtanz Bescheid, über marokkanische Trance-Musik und über die Theatergruppe »The Living Theatre«, die von der Bühne runter ins Publikum gesprungen sind. Ich hatte von Charlotte Moorman gehört, die nackt Cello spielte, und von Nam June Paik, der ein Klavier zerschlagen hat. Und ich kannte James Brown. Aus alldem haben wir eine Bühnenshow gemacht, die anfangs noch ziemlich harmlos war. Aber bald kam Widerstand aus dem Publikum. Ich habe darauf hier und da mit etwas Gewalt reagiert, mit

Aggression, kleinen Beleidigungen, Nacktheit. Manchmal habe ich mich mit einem abgebrochenen Drumstick aufgeschlitzt, um die Leute wissen zu lassen, dass ich mich nicht wohlfühle. Ihr wollt Blut sehen? Hier habt ihr es! Oder ich habe mir jemanden aus dem Publikum gegriffen und ihn rausgeschmissen. Aber im Grunde wollte ich vor allem erschnüffeln, worum es im Rock-'n'-Roll-Spiel wirklich geht. Was soll der Scheiß? Was verkaufen wir eigentlich? Ich wollte zum Kern vordringen, weil mir das als der einzige Weg erschien, bei diesem Spiel mitzumachen.

Wie lautet das Ergebnis Ihrer Nachforschungen? Was wird im Rock-'n'-Roll wirklich verkauft?

Sex. Oder etwa nicht? **Ist das der Grund dafür, dass Sie seit der Stooges-Ära meistens mit nackter Brust auf die Bühne gehen?**

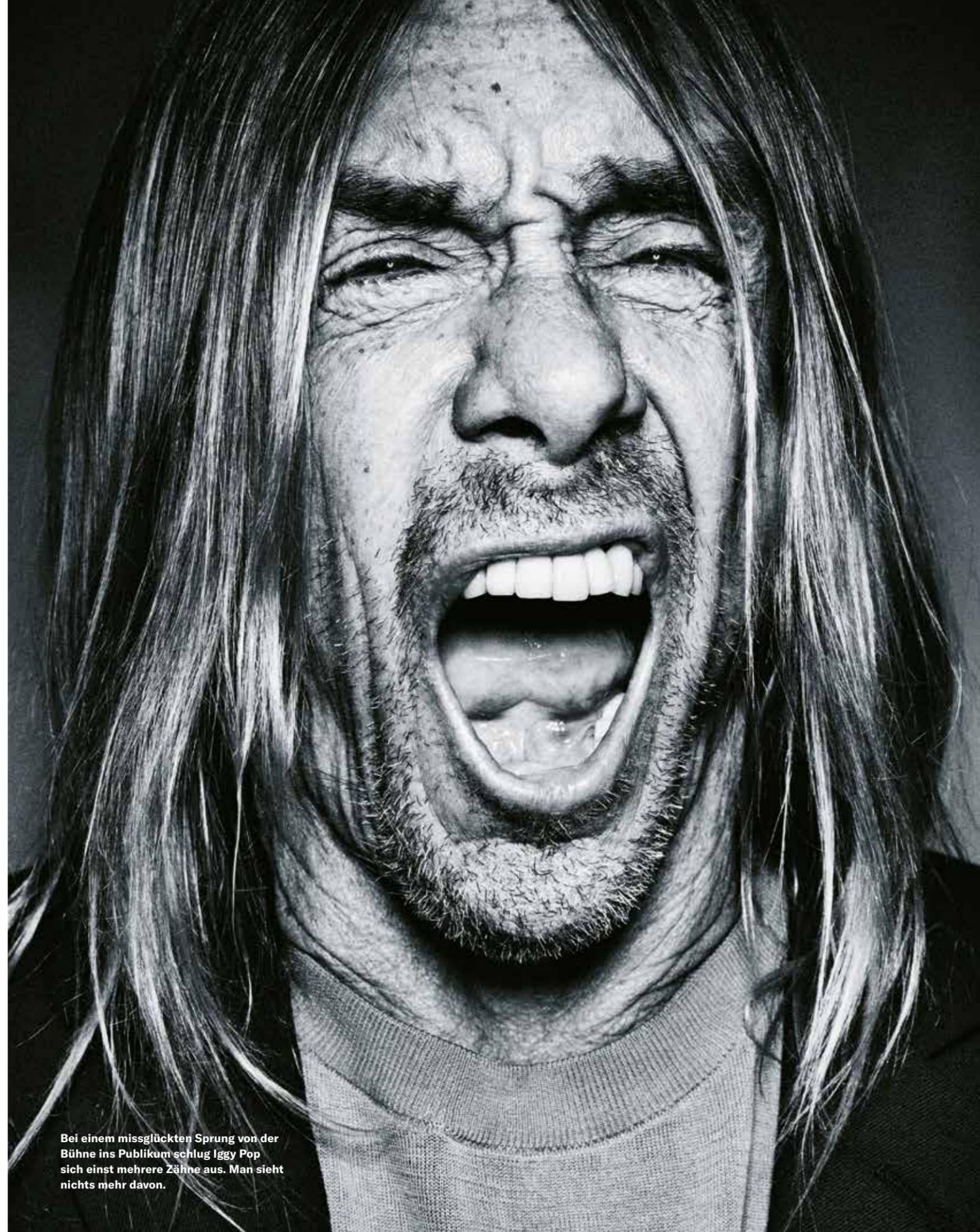
Ich fühle mich einfach wohl damit. Auf unserem allerersten Gig trug ich ein wallendes Umstandskleid, Satinhosen und Golfschuhe mit Spikes. Im Gesicht war ich weiß angemalt, und auf dem Kopf hatte ich eine Art Afro-Perücke, für die ich Alufoliestreifen zusammengerollt und an einer Badekappe befestigt hatte. Beim zweiten Gig bin ich nur in Jeans raus, barfuß, mit weißer Schminke. Die habe ich nach ein paar Gigs auch weg gelassen, ab da war ich barfuß und in Jeans. Eine Weile später dachte ich mir, dass ich wenigstens Stiefel anziehen sollte. Dabei ist es bis heute geblieben.

Nicht selten sind Sie aber auch völlig nackt aufgetreten.

Hier und da. Aber ohne vorher anzukündigen: Heute Abend – kommen und sehen Sie ...! **Nackt kann man sich nicht verstecken, sondern präsentiert sich der Welt genau so, wie man ist.**

Nun, ich habe einfach gut ausgesehen! ▶

»IHR WOLLT BLUT SEHEN? HIER HABT IHR ES!«



Bei einem missglückten Sprung von der Bühne ins Publikum schlug Iggy Pop sich einst mehrere Zähne aus. Man sieht nichts mehr davon.

Die meisten Menschen würde es viel Überwindung kosten, sich auf der Bühne auszuziehen. Warum nicht Sie?

Wir hatten einen Gig mit einer Band namens Jagged Edge, deren Sänger Stoney in unserer Gegend sehr populär war. Die Mädchen mochten Stoney, er war ziemlich cool, und ich habe gedacht, einer von uns wird heute im Mittelpunkt stehen, entweder er oder ich.

Die Nacktheit war also Ihr Trumpf, um einen Rivalen auszustechen?

Ich bin nicht zum Konzert gegangen mit dem Plan, mich auszuziehen. Nico war dabei (*Nico, bekannt durch ihre Zusammenarbeit mit The Velvet Underground, war eine deutsche Sängerin; Anm. der Red.*), sie hat zu der Zeit bei uns gelebt. Von ihr bekam ich französischen Rotwein, den ich vorher nie getrunken hatte, außerdem habe ich Pillen geschluckt. Dann stand ich auf der Bühne, das Mikro hat nicht funktioniert, und ich war sauer. Die Leute haben mich angestarrt. Es war ein Dorf, außer Bauernhöfen gab es dort nur die Dienststelle der Staatspolizei. Ich habe gedacht, okay, jetzt zeig' ich's euch! Und dann bin ich durchgedreht. Ich habe mich nicht nur ausgezogen, sondern mich nackt über den Boden dieses Clubs geschlängelt und einen sehr befremdlichen Tanz aufgeführt. Die Leute haben mich beobachtet, wie sie einen Verkehrsunfall oder einen Mord beobachtet hätten. Und auch hier hat niemand eingegriffen.

Wie endete der Abend?

Ich habe die Nacht im Gefängnis verbracht.

Wann haben Sie sich letztmals auf der Bühne komplett ausgezogen?

Wahrscheinlich irre ich mich, aber das müsste 1990 im Olympia in Paris gewesen sein. Wir wurden gefilmt, und der Regisseur, der recht renommiert war, aber auch etwas von einem per-

» ICH BIN NICHT ZUGRUNDE GEGANGEN. DAS STEHT NOCH BEVOR«

versen Engländer hatte, einem dieser exzentrischen Typen aus der Oberschicht, hat mich gepackt und gesagt: »Go crazy! Go wild!« Das war das letzte Mal, an das ich mich erinnere.

Es wurde viel über Ihr Bühnengebaren geschrieben. Für mein Empfinden gibt es drei Theorien darüber, was Ihre Performance-Kunst in einem größeren kulturellen Kontext bedeutet. Ich fasse das zusammen, und Sie sagen mir, was Sie davon halten, in Ordnung?

Alles klar.

Die erste Theorie besagt, dass das Blut und die Aggression eine Spiegelung der Gewalt und Entfremdung in unserer Gesellschaft sind.

Noch spezifischer: in den Seelen der Zuschauer. Die sind an diesem Abend ja die Repräsentanten der Gesellschaft und tragen oft mehr mit sich herum, als sie denken.

Die zweite Theorie besagt, dass Sie mit Ihrer Bühnenkunst an Mythen, Rituale und Urbilder rühren, in deren Verlauf ein Einzelner, eine

Art Schamane, Erfahrungen macht, die für die normalen Menschen zu extrem wären.

Ich denke, es ist möglich, sich aus einem Leben in Armut und Bedeutungslosigkeit herauszusingen und herauszutanzten. Der schamanische Ansatz ist definitiv machbar. Er ist ein gutes Werkzeug für alle möglichen Situationen des modernen Lebens. Denken Sie nur an Elon Musk. Der macht das genauso. (*Er flüstert.*) Ich bringe euch auf den Mars! Den Mars! Den Mars! Den Mars! Den Mars!

Sie glauben also, dass man auch in der digitalen Welt noch mithilfe von uralten Mustern und Ritualen kommuniziert?

Das ist immer noch da – stärker denn je. Es hat viel mit Zeremonien zu tun und damit, was die Leute zu tun glauben. Facebook zum Beispiel: Da geht es um die Feier der Freundschaft. Ich habe mir damals ein paar Facebook-Aktien gekauft, die ich inzwischen mit Profit verkauft habe. Es war nicht viel Geld – eine kleine Summe, die zu einer mittleren wurde. Ich habe verkauft,

weil ich nichts mehr damit zu tun haben wollte. Facebook war plötzlich ein Ort, an dem lauter Geschmacklosigkeiten passierten.

Der Rock-Manager Kim Fowley hat die mythische Seite Ihrer Performance-Kunst Mitte der Siebzigerjahre so beschrieben: Iggy hat sich auf dem Altar des Rock'n'Roll geopfert.

Für die Siebziger war das sicher zutreffend. Ein guter Kommentar. Aber ich bin damals nicht zugrunde gegangen. Das steht noch bevor.

Die dritte Theorie richtet den Blick auf Ihre Psyche: Ihrem übersteigerten Bühnengebaren lägen mentale Probleme wie Selbsthass, Unsicherheit und Größenwahn zugrunde.

Ja, habe ich auch gelesen. Gerade erst wieder, als ich in Melbourne aufgetreten bin. Der Typ ist doch krank, schrieb einer, er sollte seinen Ruhestand genießen, statt noch über die Bühne zu rennen. Aber, Junge, jetzt pass mal auf: 5000 Leute sind zu der Show gekommen. Die fanden es super, ich fand es super. Es ist mein Lebenswerk, und ich bekomme viel Geld dafür, das ich nun verwenden kann, um alte Probleme zu lösen und mir neue Annehmlichkeiten zu verschaffen. Versteht du, Junge?

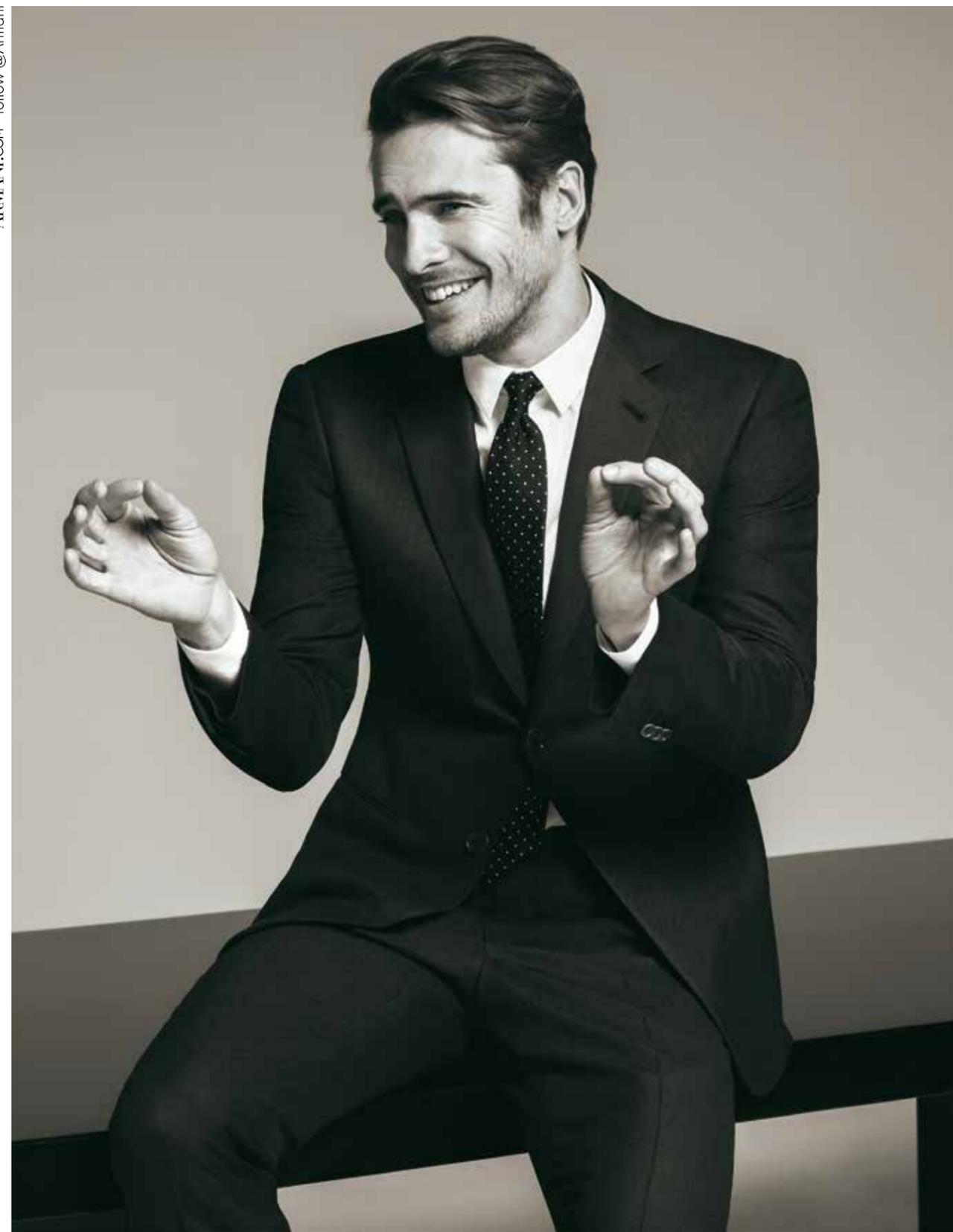
Dann ist also nichts dran an der psychologischen Deutung?

Das würde ich nun auch nicht sagen. Einige dieser Themen waren in den Anfangsjahren zutreffender als heute. Irgendwo muss man eben anfangen. Denken Sie an John F. Kennedy, den letzten wirklich beliebten US-Präsidenten. Sein Vater, sagt man, habe während der Prohibitionszeit schwarz gebrannten Gin ins Land geschafft. Hässliche Dinge. Jeder beginnt unten im Dreck.

Was für ein Verhältnis hatten Sie zu Ihren Eltern?

Ich hatte wunderbare Eltern, die mich sehr unterstützt haben. Sie

ARMANI.COM follow @Armani



GIORGIO ARMANI
MADE TO MEASURE

»Iggy Pop ist Gott – falls Gott ohne Hemd auch nur halb so gut aussieht.« So beschrieb die Schriftstellerin Kate Christensen den heute 72-jährigen Sänger und Punk-Performer.

IGGY POP

Der Überlebende



Schwerer Anfang

Alles, was die Stooges spielen konnten, sei »richtig simpel« gewesen, sagt Iggy Pop (Zweiter von links). Das Publikum reagierte auf den rohen Primitiv-Rock oft mit Buhrufen und Wurfgeschossen, erst später würdigte man die Band als Vorläufer des Punk.



Da kiekste, wa?

Von 1976 bis 1978 lebten Iggy Pop und David Bowie (rechts) in einer WG in Berlin-Schöneberg. »Ich kam kerngesund nach Berlin und ging als Wrack«, sagte Pop später.

Stolze Brust

An Iggy Pops spärlicher Bühnenkluft hat sich über die Jahrzehnte kaum etwas geändert. Er versichert allerdings, heute nicht mehr die Hosen herunterzulassen. Ganz so dehnbar wie auf dem unteren Bild ist er auch nicht mehr.



Detroit, 1970

NOCH MAL WAS NEUES

Statt von Rockgitarren wird Iggy Pop auf dem neuem Album *Free* vom Jazz-Trompeter Leron Thomas begleitet. Mit seiner ausdrucksstarken Stimme deklamiert er dabei oft mehr, als dass er singt.



London, 1996

waren stolz auf meine Karriere. Mein Vater hat sogar mal gemisert, warum ich meinen Namen geändert und nicht seinen verwendet habe. Mein Vater konnte allerdings keine Liebe zeigen. Es war nicht seine Schuld, er hat seine eigenen Eltern nicht gekannt und jahrelang in einem Waisenhaus gelebt, bevor ihn eine exzentrische alte Dame adoptierte. **Im Lauf Ihrer Karriere haben Sie viele Tiefen durchlebt, Zeiten ohne Plattenvertrag, ohne Geld, sogar ohne festen Wohnsitz. Dennoch haben Sie sich immer wieder aufgerappelt und weitergemacht. Gibt es eine Erklärung für Ihre Resilienz?**

Es ist mir immer gelungen, etwas zu finden, das mir Freude bereitet. Sogar als ich zu viel trank, unbeliebt war und meinen Plattenvertrag verloren hatte. Wenn ich ein paar Dollar zusammengekratzt hatte, bin ich um die Ecke gegangen und habe chinesisch gegessen. Oder ich hatte eine Nutte, die mich besuchte. Außerdem ziehe ich mich oft zurück. Lärm abschalten, Leute abschalten. Viele Menschen in den Metropolen der Welt brennen aus beim Versuch, cool zu sein und mit der Gang mitzuhalten. Ich habe dafür nicht mehr die Energie. Ich habe lieber meine Ruhe und verbringe Zeit in der Natur. Ich höre gern den Vögeln zu und füttere die Enten.

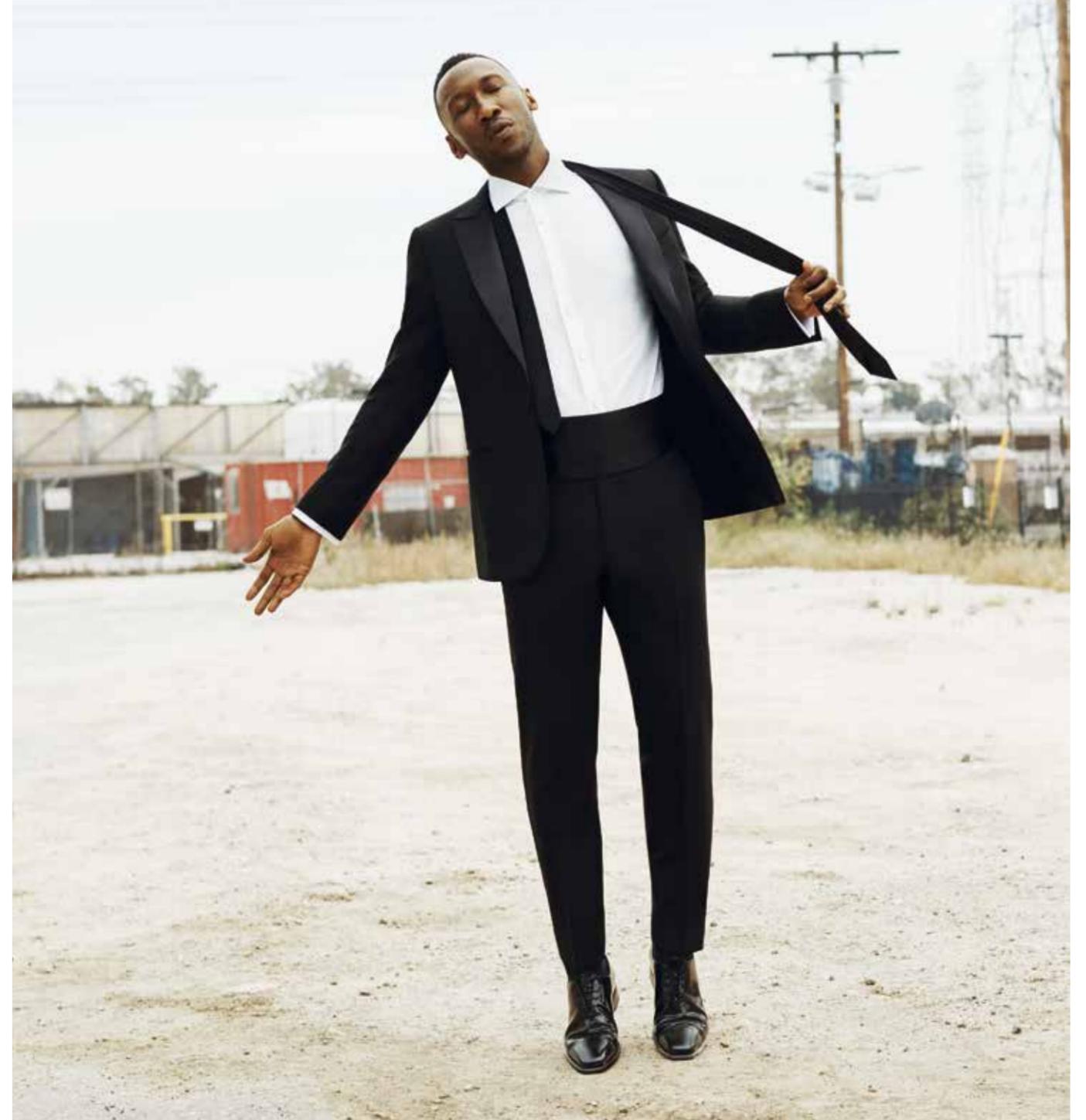
Auf dem Debütalbum der Stooges sangen Sie: »I wanna be your dog«. Nun beginnt Ihr neues Album mit den Worten: »I wanna be free«.

Wie passt beides zusammen? Guter Punkt! Da haben Sie etwas Interessantes bemerkt. Es ist das Gegenteil. Als ob ich sagen würde, mir reicht's, ich hau' ab. Aber ich haue nicht ab.

Fühlen Sie sich frei? Zeitweise.

Wann genau? In den stillen Stunden, die Sie gerade beschrieben haben?

Fotos: Henry Leutwyler/Contour by Getty Images; Fotos diese Seite: Getty Images (3), Steve Bober via Rober Mathieu/Camera Press/laif



FREEDOM MAKES A MAN

Zegna

Accept nothing less than everything

On this day, I'm going to call it good luck, because I am here, on this shared Earth, where joy, and sorrow, and goodness stir.

MAHERSHALA ALI FOR

Ermenegildo Zegna

#WHATMAKESAMAN | @ZEGNAOFFICIAL

So persönlich werde ich hier nicht werden. Aber es gibt Momente, in denen ich meinen freien Willen ausübe. Die restliche Zeit regle ich irgendwelche Dinge, so wie wir alle.

Ist Freiheit eine Folge von Gesetzen, Verordnungen und sozialen Konventionen, also den Rahmenbedingungen des Lebens? Oder muss sie eher von innen kommen?

Ein bisschen von beidem. Wenn man nicht auf derselben Wellenlänge ist wie die anderen, muss man für seine Freiheit kämpfen. Dann gibt es aber auch guruartige Menschen, die dir erzählen, dass du nur in deinem Inneren ein andauerndes Glücksgefühl entstehen lassen musst, und schon regelt sich alles auf wundersame Weise. Da ist auch was dran. Manchmal kann man auch einfach Tricks anwenden. Ich fahre zum Beispiel ein Cabrio. Das funktioniert! Mach einfach das Verdeck auf!

Ich habe Ihr Auto draußen gesehen, es ist sogar ein Rolls-Royce-Cabrio. Verleiht einem so ein Auto ein noch größeres Freiheitsgefühl?

Ja! Wenn man sich in der richtigen Position befindet, muss man übrigens nicht mehr für seine Freiheit kämpfen. Dann gewähren die anderen sie einem von allein. So geht es wohlhabenden Menschen oder solchen, die für ihre Schönheit bewundert werden. Freiheit ist also da, man kann sie erlangen. Manchmal ganz leicht, manchmal unter Mühen. Sie kommt aus einem selbst oder von anderen. Aber man kann sich ihrer niemals sicher sein.

Musikalisch fällt an Ihrem neuen Album auf, dass keine Rock-Gitarren zu hören sind. Ist das vorbei?

Für mich schon. Zumindest auf Platte.

Stattdessen deklamieren Sie zu stimmungsvoller Musik zwei Gedichte von Dylan Thomas und Lou Reed. Ist

»MEIN VATER WAR EIN VIEL BESSERER MENSCH ALS ICH«

die Dichtkunst das, was nach dem Ende des Rock'n'Roll übrig bleibt?

Auf gewisse Weise schon. Die Musik lässt eine Schwingung entstehen, die zu den Worten führt und diese ihre Wirkung entfalten lässt.

In dem Gedicht *We Are The People*, das erst im vergangenen Jahr posthum erschien, fällt Lou Reed ein ziemlich vernichtendes Urteil über den Nationalcharakter der USA: »We are the people who conceive our destruction and carry it out lawfully.« (*Wir sind das Volk, das seine Zerstörung ersinnt und diese rechtsgültig abwickelt*, Anm. d. Red.) So sieht es gerade aus in Ihrem Land, oder?

Ich weiß. Und er schrieb das 1970. Ein verdammt gutes Gedicht. Ich konnte es kaum glauben, als ich es gelesen habe, da steckt alles drin. Aber Lou Reed hatte auch eine gute Ausbildung. An der Syracuse University hat er einen Kurs über Dichtkunst besucht, der von einem echten Dichter gegeben wurde – Delmore Schwartz, dem The Velvet Underground den Song *Euro-pean Son* gewidmet haben.

Das Gedicht *Do Not Go Gentle Into The Good Night*, das Sie ebenfalls rezitieren, gilt als Klassiker, es ist eines der bekanntesten Werke des walisischen Dichters Dylan Thomas. Ein Sohn spricht darin zu seinem sterbenden Vater. Mir ist vor allem dieser Part aufgefallen: »And you, my father, there on the sad height / Curse, bless me now with your fierce tears.« (*Und du, mein Vater, dort auf trauriger Höhe / Verfluche, segne mich mit deinen grimmen Tränen*.)

Diese Strophe war so schwierig für mich! Ich war nicht bereit, das zu meinem Vater zu sagen. Ich hätte sie am liebsten weggelassen, aber dann hätte es geheißen, oh Mann, der Scheißkerl hat der Mona Lisa einen Schnurrbart angemalt.

Warum war es schwierig für Sie, Ihren Vater um seinen Segen zu bitten?

Mein Vater war ein viel besserer Mensch als ich, und ich fühlte mich nicht berechtigt, so etwas von ihm zu fordern. Ich musste mir klarmachen, dass Dylan Thomas, als er das Gedicht schrieb, viel jünger war, als ich heute bin.

Ihr Vater starb 2007. Wie haben Sie von ihm Abschied genommen?

Als das Ende nahte, war er bereit zu gehen. Er hielt meine Hand und sagte mir, wie leid es ihm tue, dass er mich nie umarmt habe. Das Netteste, was er sagte, war, dass ich meinen Traum wahrgemacht habe. Es war ganz anders als im Gedicht, ohne Zorn. So wie ich nun mal bin, hätte ich wahrscheinlich nicht mehr für ihn tun können. Es ist nicht so, als hätte ich nichts gemacht. Ich habe ihn nicht ignoriert, ich habe ihn unterstützt, wenn er es brauchte. Aber wenn ich ein besserer, stabilerer Mensch wäre, wären seine letzten zehn Lebensjahre schöner gewesen.

Diesen August war es genau 50 Jahre her, dass das Debütalbum der Stooges erschien.

Und ich habe keinen verdammten Schimmer, woher ich das Selbstvertrauen genommen habe, um so lange weiterzuarbeiten. Ich kann gar nicht mehr sagen, ob ich große Dinge oder wilde Dinge tun wollte, was es genau war – aber ich wollte Dinge tun in meinem Leben. Ich weiß nicht, woher das kam, wie diese kleine Biene unter meinen Sattel gelangte, aber irgendwie hat das, was ich tat, die Aufmerksamkeit der Götter erregt. Einige waren auf der Erde und konnten mir helfen, andere waren da oben und mochten mich anscheinend genug, um mich weitermachen zu lassen. Aber morgen könnte alles vorbei sein.



JOHANNES
WAECHTER

traf Iggy Pop an einem heißen Tag in Miami. Um einen seriösen Eindruck zu machen, zog Waechter sich kurz vor dem Termin auf einem Restaurantklo eine lange Hose an – mit dem Ergebnis, dass er bald nach Beginn des am Rande eines Pools geführten Interviews schweißgebadet war. Iggy, der auch eine lange Hose, aber natürlich kein T-Shirt trug, blieb cool und entspannt.



HERNO

FOTOS
MONIKA HÖFLER

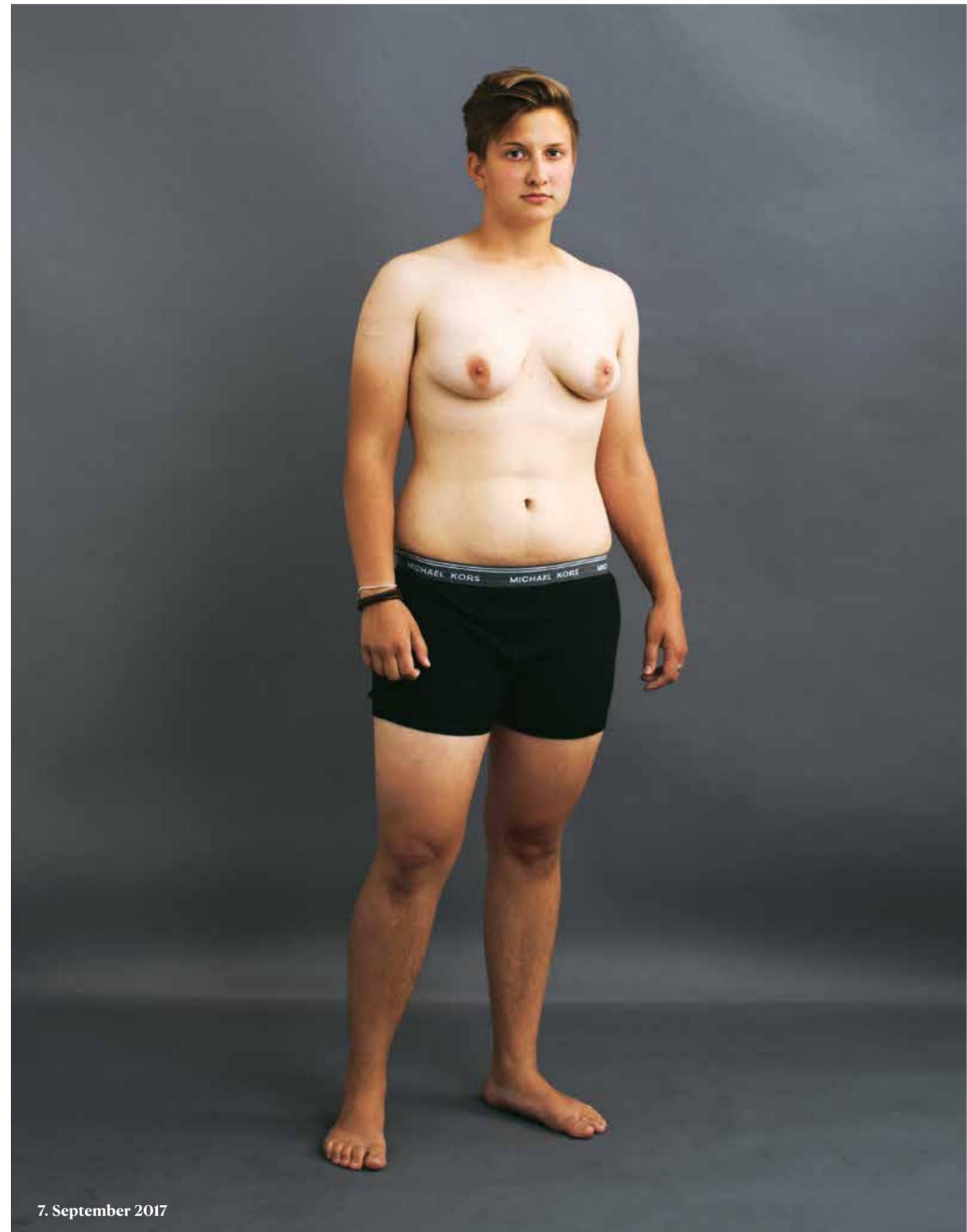
»

Ich würde
mich gerne neu
vorstellen.
Ich bin Leo

«

Er ist 16, als er feststellt, dass der weibliche Körper und sein alter Name, Leoni, nicht stimmen. Leo outet sich und beginnt, als Mann zu leben – mit allen Konsequenzen.

Das Tagebuch einer Transformation



7. September 2017



11. Dezember 2017



4. März 2018



7. April 2018



22. Juni 2018



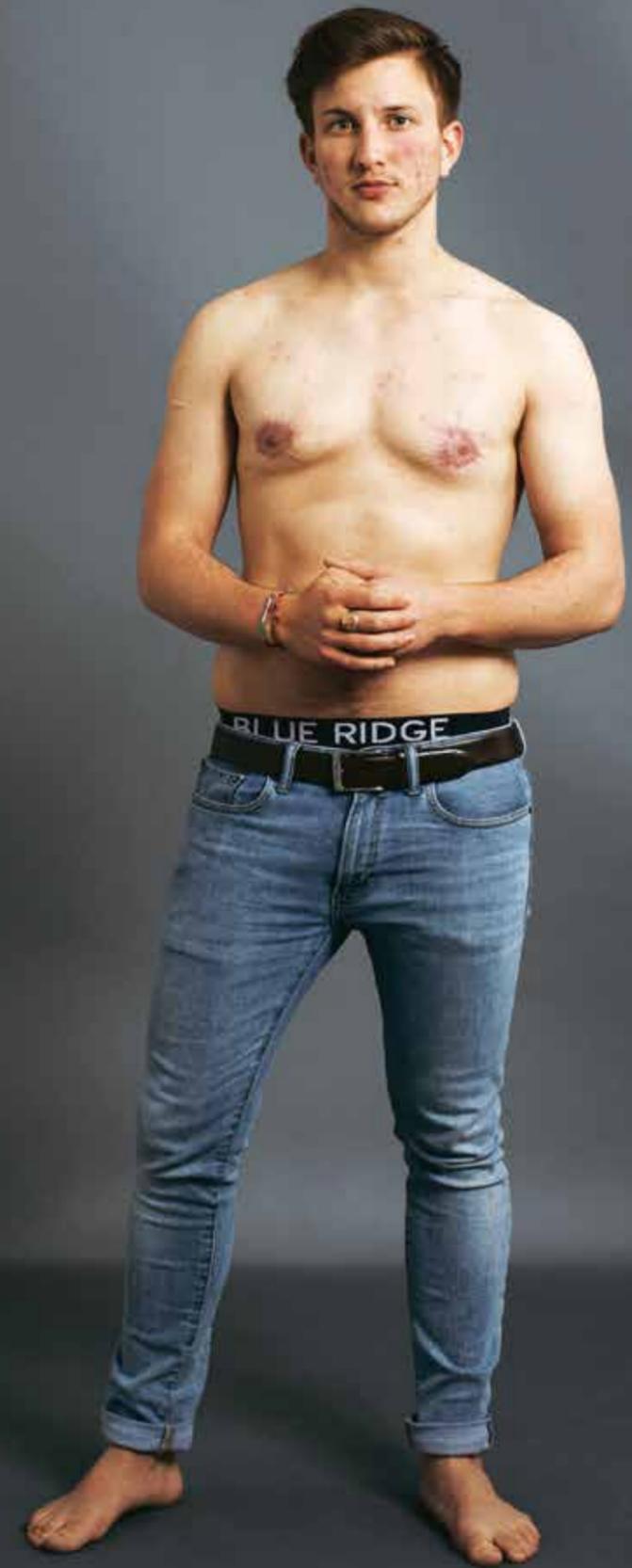
24. September 2018



27. Dezember 2018



3. März 2019



13. Mai 2019



25. August 2019

22. MAI 2016

Es ist ein heißer Tag in South Beach, ich bin mit meinem Vater in Florida und zeichne. Unter die sehr durchschnittliche Skizze eines männlichen Oberkörpers schreibe ich: My journey starts here. Und unterschreibe mit Leoni, ein letztes Mal. Vor diesem Moment habe ich mich eigentlich geweigert, überhaupt daran zu denken, dass ich trans sein könnte. Aber nun weiß ich, wie es weitergehen wird. Und dass es hart werden wird.

10. SEPTEMBER 2016

Ich bin bei meiner Freundin Sophie und ihren Eltern zu Hause. Ich möchte mich öffentlich outen, bevor die Schule wieder anfängt. Bei ihrer Familie habe ich mich auch noch nicht richtig geoutet, bei meiner schon. Also konnte ich den Text, den ich schon geschrieben hatte, nicht posten, bevor ich zumindest mit Sophies Mutter geredet habe. Sie hat so schön reagiert. Am Abend poste ich den Text auf Facebook. Ich habe Schiss. Ich schreibe: »Ich fühle mich schon lange Zeit nicht wohl mit mir selber und ich werde dieses Gefühl jetzt beim Namen nennen. Ich habe gelernt, dass mein Glück nicht von anderen abhängen kann, sondern ich das tun muss, was das Beste für mich ist. Ich kann nicht mehr die Tochter, die Schwester oder die Freundin sein. Aber ich werde der beste Sohn, Bruder und Freund werden, der ich sein kann. Ich würde mich gerne neu vorstellen: Ich bin Leo, er, ihm, sein.«

11. SEPTEMBER 2016

Ich habe mein Handy gleich nach dem Posten ausgeschaltet, hab trotzdem nicht gut geschlafen. In der Früh schalte ich mein Handy wieder an und traue mich erst gar nicht draufzuschauen. Die Reaktionen sind überwältigend. Auch die Leute, von denen ich dachte, sie seien eher konservativ, schreiben, sie sind froh und stolz und freuen sich für mich, dass ich das rausgefunden habe. Menschen, die mich schon ganz lange kannten. Das bestätigt mich sehr.

12. SEPTEMBER 2016

Einen Tag vor Schulanfang gehe ich zum Schulleiter und bitte ihn, in der Lehrerkonferenz zu sagen, dass ich jetzt Leo bin, damit ich es nicht jedem einzeln und persönlich erklären muss. Er wusste erst mal gar nicht, was trans ist. Ich habe ihm erklärt, ich bin biologisch eine Frau, aber ich fühle mich dem männlichen Geschlecht

zugehörig. Ich würde das gern auch von den Pronomen her berücksichtigt haben, ob er das wohl veranlassen kann.

14. DEZEMBER 2016

Therapiebeginn. Man muss als Transmensch eine Verhaltenstherapie bei einem spezialisierten Psychiater machen. Der schreibt ein Gutachten und stellt eine Indikation, außerdem muss ich ein Jahr im anderen Geschlecht gelebt haben, also geoutet sein, leben wie ein Mann, männliche Pronomen verwenden, bevor ich eines Tages anfangen kann, Hormone zu nehmen. Kommt mir sehr lange vor.

15. DEZEMBER 2016

Viele schaffen es, mich ab sofort Leo zu nennen. Manche schaffen es nicht. Aber ich nehme es ihnen nicht übel. Ich bin ja äußerlich noch ein Mädchen.

4. JANUAR 2017

Ich habe mir immer alles schön geredet. Und wenn ich dann allein mit mir war, habe ich Kriege im Kopf geführt. Weil ich nicht wusste, wie ich meine Fassade aufrechterhalten sollte, die des fröhlichen Mädchens. Zumal ich nicht wusste, ob es überhaupt eine war.

Mit zwölf, dreizehn, das war mein erstes Jahr im Internat, habe ich mich geritzt. Meine Eltern haben sich Vorwürfe gemacht, aber im Nachhinein kann man natürlich sagen, das kann schon gut mit meiner Gesamtsituation zu tun gehabt haben. Ich hab mich überall geritzt, auch an den Oberschenkeln, der rechte Arm ist voll von den Narben. Das Ritzen ist vorbei. Manchmal kommt es immer noch vor, dass ich nicht so leben möchte. Aber umbringen möchte ich mich auch nicht.

25. JANUAR 2017

Ich werde 18. Jetzt brauche ich keine Unterschrift meiner Eltern mehr. Hab alles selber im Griff. Ist ein gutes Gefühl, auch wenn ich weiß, dass meine Eltern mich in allem unterstützen.

15. FEBRUAR 2017

Ich bin seit zwei Monaten in der Therapie. Im Gutachten steht: »Der Patient ist im weiblichen Geschlecht geboren, kann sich jedoch damit nicht identifizieren. Der Patient wurde eingehend psychiatrisch und sexualmedizinisch untersucht. Es ist eine transsexuelle Entwicklung nachweisbar, die bis in die Kindheit zurückreicht und in den

letzten Jahren zunehmend zu einem inneren Spannungszustand führte. Es handelt sich um ein überdauerndes Zugehörigkeitsgefühl zum männlichen Geschlecht. Der Patient leidet sehr stark unter der weiblichen Brust und versucht, diese – so weit wie möglich – zu kaschieren. Der Geschlechterrollenwechsel ist komplett vollzogen. Die Personenstandsänderung nach dem Transsexualengesetz ist beantragt.« Ich laufe durch München, stehe an der Ecke Theresienwiese, schau aufs Straßenschild, die Sonne scheint, ich höre Cat Stevens, *Tea for the Tillerman*, damit bin ich aufgewachsen, das ist die Musik, die mein Vater gehört hat. Es geht mir gut. Heute ist ein schöner Tag.

10. APRIL 2017

Brief an Sophie: »Soph, ich mache nicht zu. Wenigstens meine ich es nicht so. Und es ist auch nicht so, dass ich dir nicht sagen möchte, was los ist, aber ich weiß nicht, wie. Wie soll ich über meine Gefühle reden, wenn ich mich kaum traue, sie zu haben? Wie soll ich dir sagen, dass ich zwei Tage nach meinem Outing dachte, ich hätte einen riesigen Fehler gemacht? Dass ich, nachdem ich immer wieder gesagt habe, ich sei mir ganz sicher, mir doch nicht mehr sicher war. Und du hast es mir vorhergesagt. Ich hab es dir nicht geglaubt. Wie soll ich dem Mädchen, das ich liebe, sagen, dass ich manchmal sterben möchte. Oder einfach nicht mehr sein möchte. Ich möchte dir diese Dinge nicht sagen, weil ich nicht möchte, dass du denkst, ich wäre selbstmordgefährdet. Das bin ich nicht.«

30. JUNI 2017

Abiball. Ich habe einen Anzug an, der nicht so sitzt, wie ich es mir wünsche.

29. AUGUST 2017

Eizellentnahme im Kinderwunsch Zentrum München. Ich muss die Eier entnehmen lassen, bevor ich mit den Hormonen anfangen, weil das Testosteron mich schnell unfruchtbar machen wird. Ich weiß ganz sicher, ich möchte eines Tages Kinder haben. Ich bin froh, dass es diese Möglichkeit gibt, eigene Kinder nicht auszuschließen. Meine Eltern haben die Kosten übernommen, da bin ich sehr dankbar. Nun zahle ich alle halbe Jahre Miete.

3. SEPTEMBER 2017

Seit dem Abi hab ich nichts gemacht. Oder doch. Ich hab die Entscheidung getroffen, Hormone zu nehmen. Hab mich intensiv

mit der Transition beschäftigt. Alles drüber gelesen. Für meinen Vater war es keine Überraschung. Er hat gesagt, ist gut, dass du das machst. Meine Mutter hat um ihre Tochter geweint. Vor der Geburt meines älteren Bruders hatte damals der Arzt gesagt, es wird ein Mädchen. Meine Mutter hat Mädchenkleider gekauft. Es wurde ein Junge. Und jetzt werde ich auch ein Junge. Aber meine Mutter wird mich als Sohn genauso wie als Tochter lieben, das lässt sie mich spüren. Ich habe Glück mit meinem Umfeld. Ich kann offen zu allen sein.

7. SEPTEMBER 2017

Die erste Testosteron-Spritze. Man holt seine Medikamente in der Apotheke, geht damit zum Endokrinologen und bekommt die Spritze verabreicht. Da sind natürlich nicht nur Transleute, aber viele. An den Schälchen ist dann das Bild eines Mannes oder einer Frau drauf, je nachdem, für Leute, die noch nicht offiziell ihren Namen geändert haben. Ich bin mit Sophie da.

28. NOVEMBER 2017

Meine Hände haben sich als Erstes verändert. Früher hatte ich Knubbelfinger, für ein Mädchen. Jetzt sind meine Hände etwas stärker geworden, sie passen besser zu einem Jungen. Die Ringe werden zu eng, aber es ist irgendwie ja auch männlich, zu enge Ringe zu tragen. Und das Kinn wird kantiger. Das kann man richtig sehen.

10. DEZEMBER 2017

Ich hab mich von Sophie getrennt. Wir sind beide einverstanden mit der Trennung, wir leben jetzt in unterschiedlichen Städten. Alle meine Freundinnen bisher waren eigentlich nicht lesbisch, ich war die Ausnahme für sie. Im Nachhinein bekommt das alles einen Sinn.

10. JANUAR 2018

Alle zwei Wochen bekomme ich eine Spritze. In Situationen, in denen mir vor dem Testosteron nach Weinen zumute war, ist mir jetzt nach Schreien zumute. Ich werde wütend, kann gar nicht mehr wirklich weinen, das fehlt mir, war ein gutes Ventil, alles rauszulassen. Die Stimme ist schnell rauer geworden, das macht mich glücklich. Ich werde kaum noch als Mädchen wahrgenommen. Es ist angenehm, als Typ durchzugehen. Aber ich achte auch drauf, männlich zu wirken. Am Ende der 14 Tage habe ich meistens starke Stimmungsschwankungen.

22. MÄRZ 2018

Noch vier Tage bis zur Brust-OP. Normalerweise trauere ich Dingen hinterher. Ich hebe alles auf, in der Annahme, ich könnte es irgendwann noch einmal gebrauchen. Dieses Mal ist es anders. Wenn ich meine weibliche Brust das letzte Mal sehe, werde ich dankbar sein für die letzten 18 Jahre, aber noch viel dankbarer für die Zukunft, die mir bevorsteht. Wenn ich vor dem Spiegel stehe, hasse ich meinen Körper nicht mehr. Ich freue mich auf die Veränderungen, die ich Tag für Tag – und nach der Brust-OP noch mehr – mitbekomme.

23. MÄRZ 2018

In der Nacht kam mir der Gedanke, wie sehr meine Brust in der Pubertät für mich eine Rolle gespielt hat. Ich dachte immer, ich werde sie lieb gewinnen, wenn sich alles mal zurechtgewachsen hat. Dass ich sie als Mann lieb gewinne, über diesen Weg und nach einer OP, hätte ich nicht gedacht.

24. MÄRZ 2018

Heute der erste nervöse Moment. Für gefühlt fünf Sekunden konnte ich kaum fassen, was am Montag passiert. Es war aber auch ein Moment der Wertschätzung für die Zeit, die ich als Leoni gelebt habe, und wie mich meine Situation dazu gezwungen hat, mich mit mir auseinanderzusetzen. Ich bin im kompletten Einklang mit mir, als hätte es nie etwas Richtigeres gegeben.

25. MÄRZ 2018

Ich werde nostalgisch, höre alte Musik, schaue Fotos von früher durch.

26. MÄRZ 2018

Die erste Brust-OP. Iatros-Klinik am Stiglmaierplatz. Es geht mir gut. Alle fragen die ganze Zeit, ob ich nervös bin, aber ich freue mich drauf. Ich habe mit den Brüsten abgeschlossen. Mein Vater fährt mich hin, eine Freundin von mir kommt mit, meine Mutter ist schon in München, sie trifft uns da. Sie ist aufgeregter als ich. Es gibt zwei Methoden der Operation, der Chirurg weiß noch nicht, welche er anwendet. Wenn man größere Brüste hat, wird das Gewebe rausgeschnitten, die Brustwarze verkleinert, und man hat danach zwei Narben unter der Brust entlang. Bei kleineren Brüsten schneidet der Arzt einen Kreis um die Brustwarze herum aus, entfernt dadurch Gewebe und zieht die Haut danach zusammen. Da sollte man keine Narben

haben. Aber mir ist eigentlich egal, ob ich Narben haben werde oder nicht. Ich hab schon so viele Narben. Hauptsache, ich habe danach eine männliche Brust.

5. APRIL 2018

Sie haben die zweite Methode benutzt. Also die Brustwarze verkleinert und die Haut gerafft. Es hat sich angefühlt, als wäre gar nichts passiert. Fast schade, ich hätte es lieber so richtig gespürt. Ich war nur eine Nacht im Krankenhaus. Muss eine Woche im Bett bleiben, mich zwei Wochen schonen, sechs Wochen kein Sport.

11. MAI 2018

Ich bin nicht so zufrieden mit dem Ergebnis der OP. Ich sehe aus, als hätte ich ein A-Körbchen und keine männliche Brust. Aber ich warte erst mal ab, das wirkliche Ergebnis wird man erst in einem halben Jahr sehen. Und dann kann man korrigieren. Ich weiß aber jetzt, dass ich es ohne OP nicht mehr lange ausgehalten hätte. Ich habe gemerkt, wie sehr es nicht mehr gestimmt hat, Brüste zu haben. Ich hab mal gehört, mit einer Brille ist es so ähnlich. Also: Man braucht eine, hat aber keine. Man schaut sich einen Baum an und sieht grüne Punkte. Dann setzt man eine Brille auf und sieht, dass es einzelne Blätter sind, mit ganz feinen Strukturen. Und dann möchte man nie mehr ohne Brille sehen. Ich hab jetzt Lust, aufrecht zu gehen und zu stehen. Davor habe ich immer die Schultern hochgezogen und war eher zusammengekauert.

25. MAI 2018

Antrag auf Personenstandsänderung eingereicht. Ich bekomme jetzt nur noch alle drei Monate eine Spritze. Eine Depotspritze. Die knockt mich immer ein bisschen aus. Ich kann nicht gut stehen an solchen Tagen. Es ist, als würde mein Körper komplett runterfahren, bin müde, erschöpft, angestrengt. Kalter Schweiß. Schwindel. Herzstechen. Am besten ist, wenn ich mich hinlege und bis zum nächsten Morgen liegen bleibe. Am nächsten Tag krass Muskelkater in der Pobacke.

24. JUNI 2018

Wenn ich an mir runterschaue, muss ich lächeln. Ich weiß, dass ich noch nicht angekommen bin. Aber wenn ich daran denke, wie unsicher ich manchmal war, ob es das Richtige ist, was ich tue! Woher sollte ich wissen, ob ein Leben als Mann

für mich besser ist als das Leben als Frau? Ich habe ja noch nie als Mann gelebt. Und klar frage ich mich nach wie vor, bin ich in der Lage, mit all dem umzugehen, was mich erwartet? Ich muss Anträge schreiben, Berichte, ich muss Ärzte über Ärzte sehen, sie werden an mir herumschneiden, und ich muss mich ständig erklären. Das könnte einem zu viel werden. Aber es wird mir nicht zu viel.

Als ich das erste Mal über Transsexualität gelesen habe, dachte ich, wow, das gibt es. Jemand hat das in Worte gefasst. Ich erinnere mich kaum an mein Leben als Mädchen. Ich habe Erinnerungen an tolle Momente in meiner Kindheit, wie jeder andere auch, aber nichts an diesen Erinnerungen hat damit zu tun, dass ich ein weib-

liches Wesen war. Ich erkenne mich kaum auf den Bildern, erinnere mich aber gut an die Momente, in denen sie gemacht wurden. Ich sehe einen kleinen Jungen. Die Haare, die ich mir kurz schnitt wie ein Junge, weil ich wie mein Vater aussehen wollte, nicht wie meine Mutter.

»

In Selbsthilfegruppen mag ich nicht gehen. Hab immer Angst, in so ein Gruppengefühl zu geraten wie: Wir Transgender sind etwas ganz Besonderes. Ich möchte ja eigentlich nur ein Mann sein

«

liches Wesen war. Ich erkenne mich kaum auf den Bildern, erinnere mich aber gut an die Momente, in denen sie gemacht wurden. Ich sehe einen kleinen Jungen. Die Haare, die ich mir kurz schnitt wie ein Junge, weil ich wie mein Vater aussehen wollte, nicht wie meine Mutter.

Ich wusste nie, was es heißt, sich in seinem Körper wohlfühlen. Und es ist tatsächlich so, dass man als Typ anders behandelt wird als als Mädchen. Man hört mir mehr zu. Man respektiert mich mehr.

25. JUNI 2018

Manchmal denke ich, man merkt vielleicht gar nicht sofort, dass ich trans bin. Ich dachte bisher immer, das würde man immer merken, aber jetzt ist meine Stimme so tief und der Körper so anders.

5. JULI 2018

Personenstandsänderung. Du musst vor einen Richter, der liest sich das alles durch. Sophies Mutter ist dabei. Dann halte ich meinen Ausweis in der Hand, in dem Leon steht. Ich hatte die ganze Zeit Angst, was passiert, wenn ich mal nach meinem Namen gefragt werde, und da steht noch

aussuchen, aber nur einen. Meine Mutter hat sich für Frederik entschieden. Mein Vater für Noah. Jetzt heiße ich Leon Frederik Noah.

aussuchen, aber nur einen. Meine Mutter hat sich für Frederik entschieden. Mein Vater für Noah. Jetzt heiße ich Leon Frederik Noah.

5. SEPTEMBER 2018

Yannick, mein Bruder, sieht sehr gut aus. Wie ein Model. Früher habe ich mich neben ihm als hässliches Entlein gefühlt, das ist nicht mehr so. Ich finde mich ja viel schöner als früher. Und ich kann mich an ihm orientieren. Als ich mich geoutet habe, hat er gelacht und gesagt, dann werden wir Model-Brüder. Wir reden über superintime Dinge, weil wir jetzt diese brüderliche Ebene haben. Wir verstehen uns super. Es gab Zeiten, da hab ich ihn gehasst. Er hat mir wehgetan, hat mich vor seinen Freunden kleingemacht. Das hat mich verletzt, weil er ein Vorbild für mich war und ist, mein großer Bruder halt. Wir ziehen jetzt zusammen nach Berlin. Aschau wird mir gerade zu klein, und ich möchte irgendwo sein, wo ich nicht gleich nach Hause fahren kann. Dabei weiß ich natürlich, was für ein Glück ich mit meiner Familie habe. Meine beiden Großmütter stehen zu mir, sogar die 96-jährige.

liches Wesen war. Ich erkenne mich kaum auf den Bildern, erinnere mich aber gut an die Momente, in denen sie gemacht wurden. Ich sehe einen kleinen Jungen. Die Haare, die ich mir kurz schnitt wie ein Junge, weil ich wie mein Vater aussehen wollte, nicht wie meine Mutter.

8. SEPTEMBER 2018

Wenn man in mein Zimmer geht, sieht man, dass ein Typ drin haust. Hanteln in der Ecke, Kasten Bier daneben. Aber es sind immer noch weibliche Elemente drin, kleine Dekoartikel, Pflänzchen, eine Lichterkette. Ein Kaktus von Sophie. Sophie und ich verstehen uns immer noch gut. Wir sind uns so vertraut. Ich bin entspannter geworden als zu Anfang mit den Hormonen, als ich so drauf geachtet habe, möglichst männlich zu wirken. Weil man mich für einen Mann hält, ohne dass ich etwas dafür tun muss. Nur wenn ich auf die Toilette gehe, wird's schwierig. Da versuche ich, nicht aufzufliegen. Weil ich mich nicht so wie ein biologischer Mann einfach vors Pissoir stellen kann.

Neulich habe ich alte Aufzeichnungen gefunden, bei meiner Oma im Keller, da schreibe ich schon, ich weiß nicht, wohin ich gehöre, Männer sind vom Mars und Frauen von der Venus – und ich? Da wusste ich noch nicht, dass ich ein Junge bin. Und wusste es doch, aber nicht in diesen Worten. Eigentlich hieß es, im Sommer kann ich endlich schwimmen gehen, oben ohne. ▶

16. DEZEMBER 2018

Wenn man in mein Zimmer geht, sieht man, dass ein Typ drin haust. Hanteln in der Ecke, Kasten Bier daneben. Aber es sind immer noch weibliche Elemente drin, kleine Dekoartikel, Pflänzchen, eine Lichterkette. Ein Kaktus von Sophie. Sophie und ich verstehen uns immer noch gut. Wir sind uns so vertraut. Ich bin entspannter geworden als zu Anfang mit den Hormonen, als ich so drauf geachtet habe, möglichst männlich zu wirken. Weil man mich für einen Mann hält, ohne dass ich etwas dafür tun muss. Nur wenn ich auf die Toilette gehe, wird's schwierig. Da versuche ich, nicht aufzufliegen. Weil ich mich nicht so wie ein biologischer Mann einfach vors Pissoir stellen kann.

26. SEPTEMBER 2018

Für die Transition braucht es weitere OPs. Gebärmutter, Eierstöcke raus. Ich weiß noch nicht, ob ich mir alles entfernen lassen soll. Klar, wenn ich männlich bleiben möchte, werde ich immer die Hormone nehmen müssen. Aber der Gedanke, mich davon so abhängig zu machen, erschreckt mich. Ich frage mich oft, wie weit ich gehen möchte, bis ich mit meinem Körper zufrieden bin.

8. SEPTEMBER 2018

Wenn man in mein Zimmer geht, sieht man, dass ein Typ drin haust. Hanteln in der Ecke, Kasten Bier daneben. Aber es sind immer noch weibliche Elemente drin, kleine Dekoartikel, Pflänzchen, eine Lichterkette. Ein Kaktus von Sophie. Sophie und ich verstehen uns immer noch gut. Wir sind uns so vertraut. Ich bin entspannter geworden als zu Anfang mit den Hormonen, als ich so drauf geachtet habe, möglichst männlich zu wirken. Weil man mich für einen Mann hält, ohne dass ich etwas dafür tun muss. Nur wenn ich auf die Toilette gehe, wird's schwierig. Da versuche ich, nicht aufzufliegen. Weil ich mich nicht so wie ein biologischer Mann einfach vors Pissoir stellen kann.

Neulich habe ich alte Aufzeichnungen gefunden, bei meiner Oma im Keller, da schreibe ich schon, ich weiß nicht, wohin ich gehöre, Männer sind vom Mars und Frauen von der Venus – und ich? Da wusste ich noch nicht, dass ich ein Junge bin. Und wusste es doch, aber nicht in diesen Worten. Eigentlich hieß es, im Sommer kann ich endlich schwimmen gehen, oben ohne. ▶

Bin ich auch, aber nur mit ganz wenigen Leuten. Ich möchte endlich einfach so schwimmen gehen, ins Freibad, wo tausend Leute sind, denen ich nicht auffalle. Ich bin immer noch unzufrieden mit dem Ergebnis der ersten OP, sehe morgen den Doc, es geht um eine zweite OP. Es ist zwar irre, was sich im halben Jahr doch noch verändert hat, aber ich finde, ich hab immer noch Körbchengröße A. Will ich nicht haben.

9. JANUAR 2019

Die zweite Brust-OP. Noch einmal die zweite Methode, jetzt macht es auch keinen Sinn mehr, die andere OP zu machen.

18. MAI 2019

Das Ergebnis der zweiten Brust-OP ist das gleiche. Ich meine, der Chirurg kann nichts dafür, dass es bei mir schlecht verheilt. Aber er hat so einen Zug drauf bei der Raffung der Haut, weil meine Brust eigentlich zu groß war für diesen Eingriff. So hat sie keine schöne Form jetzt.

23. MAI 2019

Beratungsgespräch Phalloplastik, Meoclinic Berlin-Mitte. Drei Ärzte. Ich bin allein da, ich wollte mir eigentlich nur einen Flyer holen. Aber sie wollen erklären: Sie machen alle OPs in einem, »All in One« heißt das tatsächlich. Sie meinen, wenn ich mich bei ihnen operieren lasse, machen sie die Brust auch noch mal mit. Danach wäre ich ein Wrack. Aber alles wäre gemacht. In München dauert das über zwei Jahre. Sie haben mir Fotos gezeigt mit den verschiedenen Schritten. Sie klappen dich einmal auf, nehmen die Eierstöcke und die Gebärmutter raus, verpflanzen Haut von überall nach überall, danach kann man sich eine Weile nicht bewegen. Ich hab das bisher zu locker gesehen.

26. MAI 2019

Nach dem Besuch beim OP-Team in Berlin konnte ich drei Tage lang nicht in den Spiegel gucken, ohne zu heulen. Ich kann also wieder weinen. Die Methode macht mir Angst. Hasse ich meinen Körper so sehr, dass ich ihm das antun möchte? Neun Stunden liegt man da. Ich habe mich gefragt, für wen mache ich es? Was genau erwarte ich? Weil ich danach natürlich keinen Penis haben werde. Ich werde etwas haben, was ihm optisch näher ist als das, was jetzt da ist. Aber funktionieren wird es anders. Sie haben mir die Resultate gezeigt,

das war jetzt nicht schlimm, aber auch nicht wunderschön. Wenn ich mich in die Hände dieses Teams begeben und es schiefeht, ich also nicht glücklich bin damit, hätte ich es besser anders gemacht, langsamer, bedächtiger. Am liebsten würde ich warten, bis die Medizin weiter ist. Aber das dauert mir auch wieder zu lange.

Wenn ich in einer Beziehung wäre und sie das nicht stören würde, dann würde ich sicher noch warten. Bin ich aber nicht. Und ich rede mir ein, dass in dem Moment, in dem eine Frau weiß, ich bin trans, sie Nein sagt. Umso mehr frage ich mich, möchte ich die OP, weil ich mich dann wohlfühle in meinem Körper? Oder geht es mir um den Blick von außen? Ist es der gesellschaftliche Druck?

15. JUNI 2019

Ausgemistet. Den ganzen alten Kram, die Baggy Jeans, die weiten T-Shirts, alles in Kartons getan und weggestellt, ich wollte mich nicht mehr damit auseinandersetzen. Die BHs, alles, was mich eingeengt hatte, hatte ich ja sofort weggeschmissen. Unterwäsche habe ich früh umgestellt. Jetzt trage ich körperbetonte Sachen.

Seit ich die Hormone nehme, baue ich da Muskeln auf, wo ich sie haben möchte. Ich habe auch abgenommen, 15 Kilo, weil ich an den richtigen Stellen abnehme und nicht mehr kurvig werde wie früher. Ich habe nie gern Sport gemacht, jetzt schon. Krafttraining. Im Sommer Kajak fahren, joggen, Basketball spielen, wandern. Ich bewege mich lieber als früher. Weil es schön wird, wenn ich mich bewege. Ich habe auch mehr Bewegungsdrang, glaube ich. Aber ich habe auch andere Fähigkeiten. Mehr Ausdauer. Mehr Kraft. Klimmzüge. Als Frau habe ich einen geschafft. Mittlerweile kriege ich ohne große Probleme 15 hin.

25. JUNI 2019

So dankbar ich bin, dass die Hormone ganze Arbeit geleistet haben und ich zu hundert Prozent als Cis-Mann wahrgenommen werde, ich eimerweise Selbstbewusstsein gewonnen habe – die Wahrheit zu erklären bringt mich immer wieder zu Gestotter und Schweißausbrüchen. Denn sobald es jemand weiß, lande ich in der Schublade, in der ich nicht sein möchte, in der Trans-Schublade. Egal was für hässliche Narben ich habe oder was in meiner Hose steckt: Ich bin ein Mann. Ich habe nur eine andere Vorgeschichte.

15. AUGUST 2019

Ich arbeite im Sommer in der Surfschule am Chiemsee und wohne bei meinem Vater hier. Ist ganz gut, in Berlin unterm Dach ist es zu heiß im Sommer. Mein Studium habe ich abgebrochen, Nordamerikastudien hab ich ein Jahr gemacht, ab September studiere ich Fotografie.

Ich finde, meine Brust ist versaut. Die Narben sind riesig. So breit. Es ist immer noch unangenehm, wenn ich mit der Brust irgendwo gegenkomme. Der Chirurg hat es natürlich gut gemeint. Aber jetzt sagt er jedes Mal, wenn ich zu ihm gehe, das schaut doch gut aus. Sodass ich ins Zweifeln komme, sehe nur ich das oder sieht es wirklich nicht gut aus? Als ich in Berlin bei dem Beratungsgespräch war, wollten die Ärzte meine Brust sehen. Ich habe mein T-Shirt hochgehoben, und alle drei gleichzeitig: »Oh.« Das war hart, aber ich war froh, dass ich nicht spinne. Ich ziehe mein T-Shirt schon sehr gern aus, aber nur vor Leuten, die ich sehr gut kenne.

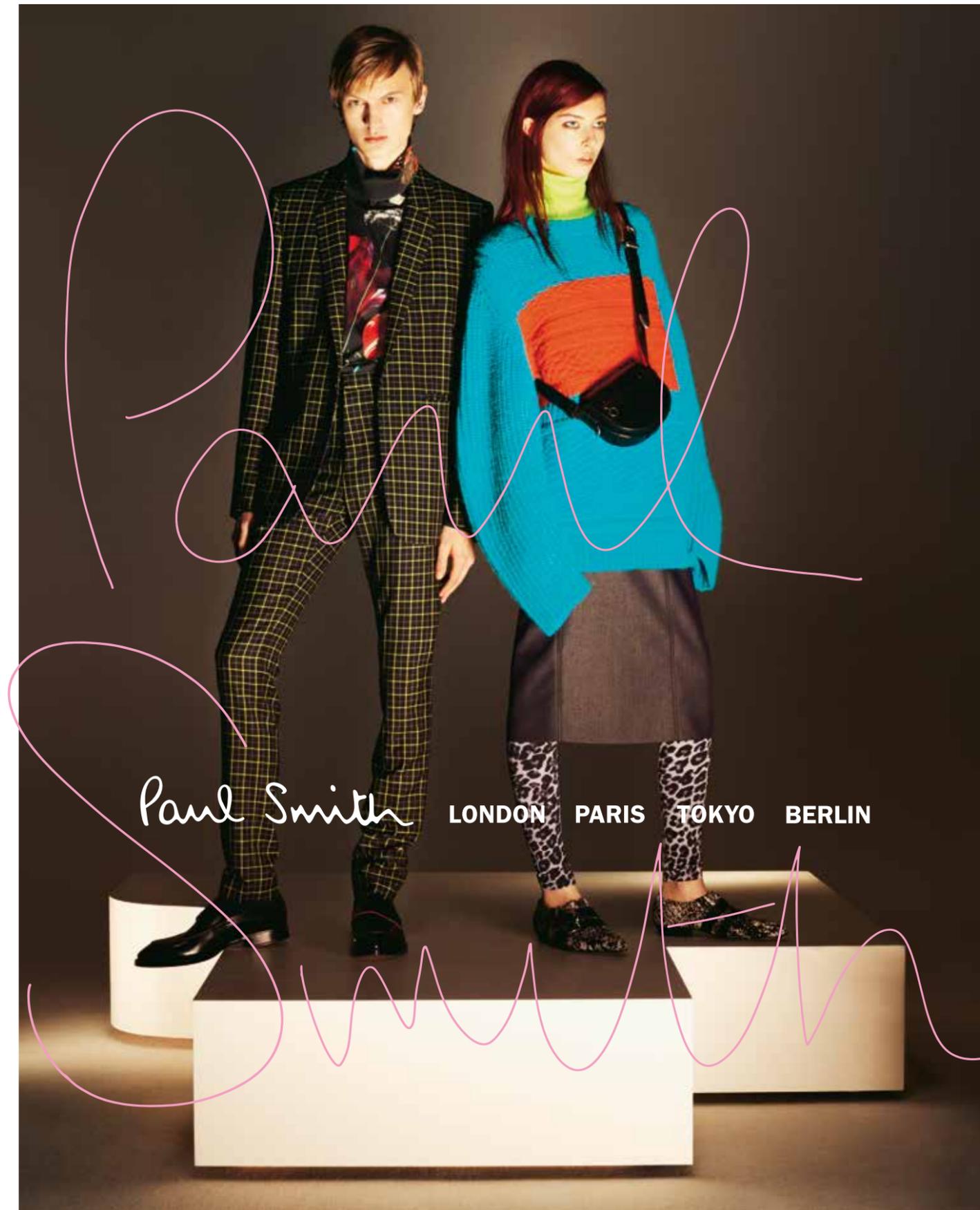
Aber es ist alles besser als davor. Wenn ich was an habe, bin ich sehr zufrieden. Manchmal, wenn ich Männer sehe, die ein schönes Gesicht haben und sich gehen lassen, krieg ich die Krise. Ich denke, lass uns tauschen, ich arbeite dran und mache das Beste draus! Sie wissen gar nicht zu schätzen, was sie haben.

Mein Vater hat ab und zu immer noch Probleme mit den Pronomen. Ist eben eine sehr alte Gewohnheit. Meine Mutter sagt jetzt fröhlich »Meine Jungs« zu uns. Eine alte Freundin meiner Eltern, die mich echt lange kennt, meinte vor zwei Tagen, du bist so viel stimmiger als je zuvor.



MONIKA HÖFLER

machte das erste Foto am Tag, an dem Leo die erste Hormonspritze bekam. Danach trafen sie sich etwa alle drei Monate, um Leos Transition zu dokumentieren. Im Laufe der vergangenen zwei Jahre, die sie ihn für dieses Projekt begleitete, lernte sie einen mutigen Mann kennen.



Protokoll: Gabriela Herpell

Heimsuchung

Warum es so verhänglich ist, anderen zu erzählen, man habe von ihnen geträumt

TEXT
MARC SCHÜRMANN

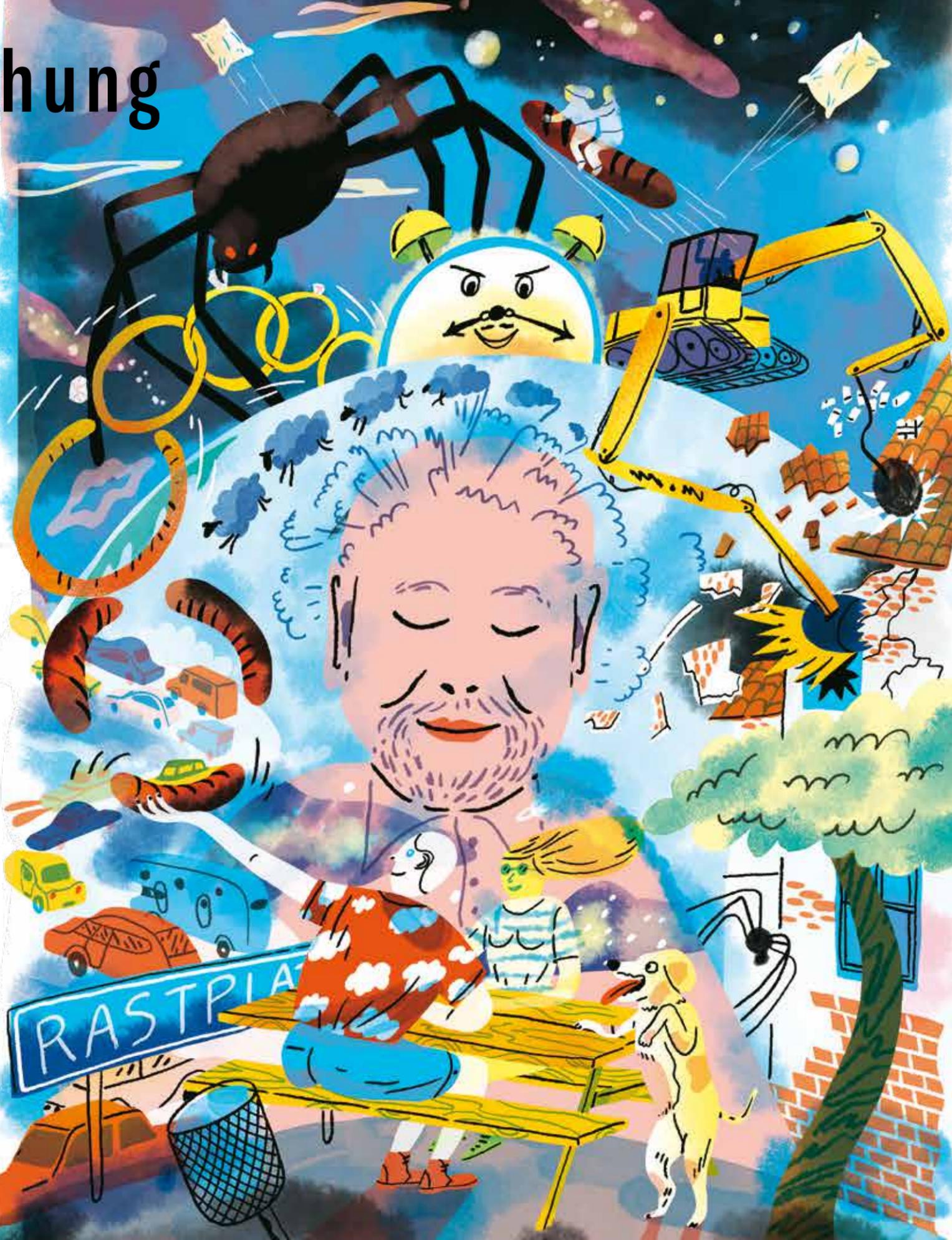
ILLUSTRATIONEN
AART-JAN VENEMA

Variante 1: »Schatz, ich hab letzte Nacht von dir geträumt!«
»Wirklich? Was denn?«
»Na ja, also jetzt nichts Besonderes, wir waren auf einer Autobahnraststätte, und da wolltest du erst die Currywurst nehmen, und dann hast du gesagt, nee, also, nicht die Currywurst. Das war's eigentlich.«

Variante 2: »Ah, hallo, Herr Kollege, wo ich Sie grad treffe, das muss ich Ihnen erzählen: Ich hab geträumt, ich würde mit einem Bagger zu Ihnen nach Hause kommen und alles abreißen. Ihren Blick hätten Sie sehen sollen!«

Variante 3: »Frau Merkel, bevor Sie die Sitzung eröffnen, erlauben Sie mir den Hinweis, dass Ihnen der Poncho, den Sie in meinem Traum trugen, ganz ausgezeichnet stand.«

Es wäre auch mit harmloseren Beispielen leicht zu beweisen: Anderen zu berichten, man habe von ihnen geträumt, ist eine heikle Sache. Wer das tut, zieht sich aus, und die oder den anderen gleich mit. Zunächst mal sich selbst, weil man damit den Blick in sein Innerstes zulässt. Denn was kann es Intimeres geben als die eigenen Träume? Bewusste Gedanken, Tagfantasien, Ideen und Pläne lassen sich kontrollieren, filtern, erklären. Aber Nachtträume, da hat das Unterbewusstsein das Sagen, und das heißt: Offenbarung. Im Traum, davon sind viele Menschen überzeugt, fallen die Masken, keine Täuschungen und Selbsttäuschungen mehr, keine Halbheiten, es zeigt sich der nackte Mensch, ein wenig scheint es, als träte man vor Gott, der alles sieht.



Fachleute, die Traumforschung beruflich betreiben, sind sich ganz und gar nicht einig darüber, was Träume wollen und sollen (und ob sie etwas wollen und sollen), vielleicht kanalisieren Träume intensive Gefühle, vielleicht graben sie versteckte Wünsche frei, helfen beim Sortieren der Erinnerungen ... Vielleicht verleihen sie auch bloß zufälligen neuronalen Aktivitäten einen Anschein von Sinn. Doch wahrgenommen werden sie allgemein als weiser Spiegel, dem man nichts vormachen kann.

Das heißt für den, der von seinem Traum erzählt, schon einmal: Allein der Umstand, dass im Traum genau diese andere Person vorkam, muss über den Inhaber des Traums ja wohl etwas zu sagen haben. Schaut man sich dann noch an, was im Traum geschah, wird es noch heikler. Interpretiert werden kann alles. Träume sind Säume, sie liegen immer am Rand von etwas Größerem, aber wovon? Würde er alle Bücher über Traumdeutung stapeln, könnte Elon Musk sich die Rakete zum Mars sparen. Du hast mir im Traum an meiner Haustür eine Spinne überreicht? Giftiges Tier, Rachegeleüste! Du hast mir im Traum einen Ring überreicht? Ewiger Kreis, Gefangenschaft, Rachegeleüste!

Die Person wiederum, die im Traum auftauchte und nun davon erzählt bekommt, wird dadurch ebenfalls entblößt. Auch sie muss ja fürchten, von der hellseherischen Magie des Nachttraums durchschaut, ja in ihrem Wesenskern erkannt worden zu sein: Und dann hab ich die Haustür zugeschmissen und die Polizei gerufen? Bin ich denn in Wahrheit so schwach, so wehrlos? Sehen mich die anderen so?

Natürlich ist immer wichtig, wer da wem vom Traum erzählt. Auch dieses Koordinatensystem ist voller Fallen. Je näher man sich steht, desto ungefährlicher dürfte es sein, dem Gegenüber zu sagen, sie oder er sei Teil eines Traums gewesen. Aber: desto größer ist dann auch die Erwartung, eine angemessene Rolle gespielt zu haben. Siehe Variante 1 zu Beginn dieses Textes: Innerhalb einer Liebesbeziehung soll der Traum des anderen gefälligst von Mondscheinküssen und in romantischer Gier abgerissenen Knöpfen handeln, nicht von Würsten. Schon gar nicht davon, dass man keine will.

Je sozial ferner sich die Personen wiederum sind, desto geringer mögen die Erwartungen an die Rolle im Traum sein. Aber dann sollten auch besser keine Küsse und abgerissenen Knöpfe vorkommen. Selbst wenn die Handlung ganz belanglos klingt, wird das Gegenüber sich allerdings fragen: Warum bin ich diesem

Menschen so wichtig, dass ein Traum von mir handelt? Und: Warum erzählt derjenige mir von dem Traum, was will er damit bezwecken? Ist das eine Annäherung? Ein Witz? Eine versteckte Drohung? Es ist wie mit den Träumen selbst: Interpretiert werden kann alles.

Und so kommt es, dass die meisten Menschen, wenn sie von anderen geträumt haben, lieber schweigen. So schätzt es jedenfalls der Psychologieprofessor Claus-Christian Carbon von der Universität Bamberg ein. »Den Protagonisten Ihres Traums werden Sie davon fast nie erzählen. Überhaupt über Träume zu sprechen gelingt eigentlich nur mit ganz Vertrauten – oder mit Leuten, die Sie vermutlich nicht noch mal treffen, Reisebekanntschaften zum Beispiel.«

Ich habe kürzlich von einem Kollegen geträumt. Mit ihm zusammen fuhr ich da in meine erste eigene Wohnung, Hagen, Frankfurter Straße, vierter Stock. Denn zu meinem Erstaunen hatte ich festgestellt, dass ich dafür auch 23 Jahre nach meinem Auszug noch Miete zahle, 400 Euro im Monat. Ich dachte: Also, hier geht das ganze Geld hin! Dann stand ich mit dem Kollegen in der Diele, der Vermieter war auch da, dazu die Leute, die trotz meiner Mietzahlungen dort wohnten, und der Vermieter und ich einigten uns auf eine Vertragsauflösung. Der Kollege sagte und tat nichts, er stand bloß herum.

Ein paar Tage später erzählte ich ihm das. Er reagierte weder so noch so. Nicht peinlich berührt und nicht unbekümmert. Schwer zu interpretieren.

Claus-Christian Carbon sagt über den Traum: »Die Personen, die in Träumen auftauchen, stehen meistens für etwas. Ihr Kollege vielleicht für einen Begleiter, der gute Ratschläge geben kann. Und der Ihnen in Ihrer Unsicherheit helfen kann?«

Obwohl der Traum so vollkommen harmlos war, obwohl mein Kollege so gut wegkommt und obwohl ich dann nie wieder von ihm geträumt, geschweige denn ihm eine Spinne oder einen Ring oder eine Currywurst überreicht habe: Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihm davon hätte erzählen sollen.



MARC SCHÜRMANN

versteht nicht recht, warum manche Leute so scharf darauf sind, »Klarträume« zu erleben, also Träume, deren Handlung sie selbst bestimmen. Schürmann ist froh, wenn er sich nachts einfach davon berieseln lassen kann, was seine inneren Autoren sich so ausgedacht haben.

Vorsicht! Nicht nur Träume lassen sich interpretieren – sondern auch die Frage, warum man von anderen träumt.

Erfüllt vom

FOTOS
DANIEL DELANG

In Zeiten des Überflusses sehnen sich viele Menschen nach Verzicht. Unser Autor, Arzt und Medizin-Redakteur der *Süddeutschen Zeitung*, hat eine Woche in einer Spezialklinik am Bodensee verbracht – zum Fasten. Gesund und sinnvoll? Oder doch eher Aberglaube und Abzocke? Eine Klarstellung auf leeren Magen

Nichts

TEXT
WERNER BARTENS

Der Autor beim
Abführen mit einem
halben Liter Glauber-
salz. Hinterher gibt
es Himbeersirup –
gegen den schlechten
Geschmack.



Ich esse gern. Und ich esse gern viel. Dieses Erlebnis der Fülle in Mund und Magen ist pure Lust. Wo sieht man sonst eine solche Glückseligkeit wie bei einem Baby, das gerade gefüttert worden ist und pausbäckig lächelt, bis ihm ein kleiner Rülps weitere Befriedigung verschafft? Alles gut, der Organismus schnurrt behaglich vor sich hin, herrliche Zeiten der Verdauung.

Und das Beste: Jeden Tag lässt sich dieses Gefühl aufs Neue erlangen. Jeden Tag gibt es dieses überbordende Angebot an Geschmack, Geruch und Textur, wenn auf der Zunge das Gratin zergeht, sich das Rinderfilet in zarte Fasern auffächert oder Mousse, Baiser und Kuchen eine süße Orgie aufführen.

Aber darauf werde ich jetzt verzichten. Eigentlich eine Schnapsidee, trotzdem will ich mich einmal darauf einlassen: Jahrelang habe ich das Fasten für eine Marotte der Überflusgesellschaft gehalten und darüber gelästert. Über dieses angebliche Gefühl der Reinheit. Über die vorgebliche Klarheit im Kopf, die ich vor allem für ein Durchblutungsproblem halte, das dem Mangelzustand des Körpers geschuldet ist. Fasten ist für mich ein ideologisch verbrämter Spleen von Menschen mit Luxusproblemen. Schließlich bin ich Arzt, dazu ein Anhänger der evidenzbasierten Medizin, und die Belege für den gesundheitlichen Nutzen des Fastens sind dünner als viele Fastenjünger. Außerdem bin ich auf dem Land aufgewachsen, mit Milch vom Bauernhof nebenan, Wurst aus Hauschlachtung, deftigen Mahlzeiten und fetten Saucen. Fasten – darauf wäre in meiner Kindheit niemand gekommen.

Aber was für Wunderdinge nicht alles versprochen werden! Geläutert, leicht, klar und mit sich im Reinen – das verkünden die Anhänger der kulinarischen Enthaltensamkeit. Die Kirchen sind leer, Ambulanzen und Fastenkliniken voll, der Kult um die eigene Gesundheit ist zum Religionsersatz geworden. Ein medizinischer Nutzen ist wissenschaftlich nicht belegt, andererseits fasten die Menschen seit Jahrtausenden. Was also ist dran am Fasten? Fühle ich mich davon besser, oder bin ich dann sogar wirklich – also mess-

bar – gesünder und vitaler? Ich will diesen Entzug auf mich nehmen, auch wenn ich skeptisch bin. Deswegen muss dieser strenge Versuchsaufbau jetzt sein, neun Tage in der Fastenklinik, davon sechs mit nur 300 Kilokalorien am Tag.

TAG 1

Bevor die Fasterei losgeht, gibt es einen Tipp von Joachim, er harrt schon eine knappe Woche hier in der Fastenklinik aus und hat mich gleich nach meiner Ankunft angesprochen. Der Trick bestehe darin, immer um kurz vor eins zu kommen, verrät er. Jeden Mittag gibt es bis 13 Uhr Suppe, und gegen Ende der Essensausgabe, wenn der Topf fast leer sei, hätten sich die Nahrungsbestandteile der Brühe etwas abgesetzt. Der Rest sei also ein wenig dicker. Aber was heißt Essensausgabe? Essen, also etwas Festes, das man schneiden muss, zerbeißen oder kauen, gibt es in den kommenden Tagen sowieso nicht. Nur Tee oder Suppe. Und Wasser in allen Variationen, still, medium und klassisch, »Buchinger-Champagner« nennen sie das hier.

»Sie werden eh keinen Hunger haben«, sagt Françoise Wilhelmi de Toledo. Die zierliche Frau mit dem sensationellen Namen ist Direktorin der Buchinger-Fastenklinik

Aushalten kann man es hier: traumhafte Hanglage, Blick über den Bodensee, im Hintergrund Alpengipfel, draußen dampft der Pool in der Morgensonne – betreutes Stoffwechseln auf Fünf-Sterne-Niveau

in Überlingen am Bodensee wie auch der Klinik-Dependance in Marbella. Ihr Mann Raimund Wilhelmi, siebzig und damit vier Jahre älter als sie, hat sich um die geschäftliche Leitung gekümmert und stammt aus der Dynastie von Otto Buchinger, der 1920 das Heilfasten mit begründet hat. »Diese Kur rettete mir wahrhaftig Existenz und Leben«, schrieb der alte Buchinger in seinen Lebenserinnerungen, nachdem er sich nach seiner ersten Fastenkur von schwerem Rheuma geheilt wähnte. »Ich war schwach, mager, aber ich konnte wieder alle Gelenke bewegen.« Inzwischen hat die nächste Generation die Fastenklinik übernommen: Kurz nach meinem Aufenthalt haben die Wilhelmis die

Geschäfte an die nächste Generation übergeben. »Warten Sie ab, lassen Sie sich darauf ein«, sagt Wilhelmi de Toledo lächelnd. »Es ist umwerfend, den Metabolic Switch zu erleben. Alles fühlt sich ganz anders an.«

Bevor in den nächsten Tagen etwas switcht, steht die ärztliche Untersuchung an. Als Geschenk gibt es im Sprechzimmer ein Maßband für den Bauchumfang. Damit man sofort versteht, worum es geht, ist die Zentimeter-Skala in Ampelfarben markiert, grün, gelb, rot. Für Männer gilt: 69–94 cm (Super!), 94–102 cm (Attention!), 102–... (Stop Risk!). Zielpinkeln auf Fußballtore oder aufgemalte Fliegen im Pissoir lasse ich mir gefallen – »Nudging« heißt die Erziehungsstrategie, die Menschen zu einem besseren Alltagsverhalten bringen soll –, ansonsten verabscheue ich es, wenn man sich mit Alarmfarben und gefetteter Schrift in meinen Alltag einmischt. Für Frauen lautet die Einteilung übrigens 60–80 (Super!), 80–88 (Attention!), 88–... (Stop Risk!).

»Das Gewicht interessiert hier nicht so«, sagt Eva Lischka, Chefärztin der Klinik. Die hagere Internistin, die selbst zweimal im Jahr fastet, hat neben Medizin auch Chemie studiert und im Laufe der Jahre einige Zusatzqualifikationen gesammelt. Sie ist Ärztin für Präventivmedizin, Balneologie, Naturheilverfahren und orthomolekulare Medizin,

was ihrer Klientel am Bodensee gefällt, für manche Uni-Mediziner aber dem Druidenstand nahekommt. »Das intraabdominelle Fett ist viel gefährlicher, davon gehen Entzündungen aus, deswegen orientieren wir uns am Bauchumfang«, sagt sie. Ich weise auf meine athletische Statur und die stattliche Größe von 1,98 Metern hin, als sich das Maßband partout nicht aus dem dunkelgelben Bereich bewegt. Sie misst hartnäckig 1,96 Meter und 108 Kilo. Das Kampfgewicht von Mike Tyson. Meine Bemerkung scheint sie überhört zu haben. »Sie haben eine gute Figur, aber etwas weniger Bauch könnte schon sein.« Tatsächlich sind sich die meisten Mediziner darüber einig, dass Fett am und im

Das Geheimnis, wie man auf bloß 300 Kilokalorien am Tag kommt: ein äußerst dünnes Gemüsesüppchen.



Bauch ungesünder ist als an den Hüften, dass also der sogenannte männliche Apfel-Typ eher zu Infarkt, Schlaganfall und kranken Gefäßen neigt als der weibliche Birnen-Typ.

Dann verteilt Dr. Lischka Hausaufgaben. Basische Tabletten, dreimal täglich zwei, um anfallende Harnsäure zu neutralisieren. Sonst drohe ein Gichtanfall. Und 300 Milligramm Magnesium täglich in Wasser auflösen, um Muskelkrämpfen vorzubeugen. Zudem bitte mit den Teststreifen, auf denen sich kleine, bunte Quadrate befinden, Ketose im Morgenurin messen. Steige deren Gehalt, sei das ein Anzeichen für den »Metabolic Switch«. An beidem ist was dran, Fastende bekommen leicht Muskelschmerzen und Krämpfe, dagegen hilft viel Flüssigkeit und womöglich auch Magnesium. Zudem steigt beim Fasten die Konzentration an Harnsäure, wodurch Gichtanfälle ausgelöst werden können. Die basischen Tabletten puffern die Säure ab. Und den Anstieg der Ketose kann man tatsächlich am einfachsten mit einem Urin-Stick messen. Er zeigt die Umstellung des Stoffwechsels an, wenn der Körper seine Energie nicht mehr aus den mit der Nahrung zugeführten Bausteinen gewinnt, sondern indem er Fettreserven und – wenn man sich zu wenig bewegt – auch die Muskulatur abbaut. Hier heißt diese Stoffwechsel-Anpas-

sung »Metabolic Switch«. Klingt leicht und modern, den Schalter umlegen eben.

TAG 2

Damit die Fastenkur gelingt, muss ich mit Glaubersalz abführen. Das ist mäßig vernünftig. Den halben Liter runterkippen, ein Schluck Himbeersirup hinterher gegen den schlechten Geschmack – und warten. »Fasten beginnt mit einem Donnerschlag«, schrieb Otto Buchinger, als er seine rheumatischen Schübe mit Fasten zu kurieren versuchte.

Nach drei Stunden und drei Besuchen in der Nasszelle ist es vorbei. Praktischerweise haben sie hier Toiletten wie in Asien: als kombiniertes Bidet mit Duscheinsatz und Föhn von unten. Dann ist untenrum alles leer, sodass es möglich ist, nachmittags zwei Stunden am Bodensee zu wandern. Und tatsächlich, obwohl es heute nur Süppchen, Wasser und Tee gab, spüre ich keinen Hunger, wo ich doch normalerweise nach vier bis fünf Stunden Appetit bekomme, erst recht, wenn ich mich bewege. Die zwei Stunden bergauf, bergab durch die Botanik lassen sich gut bewältigen. Aber bleibt das so?

Aushalten kann man es hier. Traumhafte Hanglage, aus bodentiefen Fenstern der

Blick über den Bodensee, davor die Insel Mainau, im Hintergrund Alpengipfel mit dem Säntis. 200 Gäste können hier untergebracht werden, ein besonderer Trakt wird hauptsächlich von betuchten Besuchern aus dem Nahen Osten und Übersee gebucht. Draußen dampft zwischen den Rabatten der 25-Meter-Pool in der Morgensonne. Betreutes Stoffwechseln auf Fünf-Sterne-Niveau.

Ich bekomme ein kleines Heft, »Tagebuch zur Selbstbeobachtung und medizinischen Dokumentation« steht darauf. Täglich soll ich Befinden, Schlaf, Beschwerden und meinen Seelenzustand auf einer Skala von eins bis zehn eintragen. Ketonkörper im Urin, Blutdruck und Gewicht notiert die Schwester. Bei so viel Eigenbeobachtung muss man ja um sich selbst kreisen. Mein Vorurteil, dass hier ich-zentrierte Wohlstandsbürger lernen, ihren Körper zu spüren, scheint sich zu bestätigen. In jedem Zimmer liegt ein Tablet, aufgespielt ist die App »Fastencoach«: Jeden Tag kann ich mir von Françoise Wilhelmi de Toledo in sanften Worten erklären lassen, wie Einlauf und Leberwickel funktionieren, was Entlastungs- und Aufbauarbeiten sind und wozu die Anwendungen gut sein sollen.

Sigmund Freud hat in der kindlichen Entwicklung die orale, anale sowie die genitale Phase beschrieben. Nach ein paar Tagen in der Fastenklinik drängt sich der Eindruck auf: Er hat die gastrointestinale Phase des Erwachsenen vergessen. Sie kann offenbar endlos andauern, denn die Menschen hier kreisen mächtig um ihre Darmgeräusche, erzählen von Glucksen und Gluckern, Rumoren und rebellischer Peristaltik. »Ich habe immer so ein Bauchgrimmen gehabt, das sich spiralförmig nach oben zog, hier ist es vorbei«, sagt eine Endsechzigerin aus Frankfurt auf dem Weg durch die Gartenanlagen. »Bei mir war es so ein Stechen«, sagt ihre Gesprächspartnerin. »Spüre ich nichts mehr davon.« Lange war mir unverständlich, wie ein Buch mit dem Titel *Darm mit Charme* ein Bestseller werden konnte. Jetzt ahne ich, warum.

TAG 3

Am Morgen vor dem Stationszimmer von Schwester Maja: Vier Gäste im Bademantel warten schweigend und ungekämmt, bis sie dran sind. Schwester Maja misst den Blutdruck, fragt nach dem Befinden, dann geht es auf die Waage. Bei mir sind es 107,2 Kilo, fast ein Kilo weniger nach einem Tag, das geht ja flott los. Ja, ich habe gut geschlafen. ▶

Nein, ich habe wirklich keine Kopfschmerzen, und nein, ich fühle mich auch nicht gereizt. Alles bestens.

Mittags wird es dann grundsätzlich: Das soll es jetzt sein für die nächsten Tage? Diese dünne Brühe, durch die der Grund des Tellers problemlos zu erkennen ist? Nennt sich Gemüsesuppe, ist aber kein cremig-sämiges Gericht mit dicken Brocken und schmackhaften Einlagen, das Körper und Seele wärmt, sondern ein Aufguss, der das versprochene Gemüse höchstens errahnen lässt. Will ich mir das wirklich antun und mich ausschließlich von Suppe, Tee und Wasser ernähren? Ich habe keinen Hunger, wirklich nicht. Aber Lust hätte ich schon auf gewürztes Saltimbocca, dazu Kartoffeln, zartes Gemüse und dann vielleicht Tiramisu oder Mousse au Chocolat.

»Im Kopf diese Klarheit, das ist schon was«, sagt die Dame aus Frankfurt, die schon mehrmals hier war. Ein Rechtsanwalt aus Bonn, Ende sechzig, ist mit seiner Frau da. In der Klinik wird davon abgeraten, als Paar zu kommen. Wenn doch, vielleicht in getrennten Zimmern? Wer fastet, bekommt Mundgeruch, eine bekannte Nebenwirkung, ausgelöst durch die Ketonkörper, die beim Fettabbau gebildet werden. Riecht wie Nagellackentferner, manchmal schlimmer. Zudem kann man unleidig werden und genervt.

Ein Teil der Fastengäste bekommt während der Umstellung an den ersten Tagen Kopfschmerzen. Manche fallen in ein psychisches Loch, wenn sie aus vollem Lauf plötzlich viel Zeit für sich haben, zurückgeworfen werden auf ihre Existenz und sich fragen, wohin sie rennen und wovor sie flüchten. »Vor wichtigen Entscheidungen ist Fasten gut, um alles sortiert zu kriegen«, sagt der Anwalt. Seine Frau nickt, beide haben eine Figur, die Fasten unnötig erscheinen lässt.

Mittags und abends wird die Gemüsebrühe im »Salon« eingenommen. Gedämpfte Lautstärke, andächtige Atmosphäre. Erstaunlich, wie langsam sich eine Schüssel Suppe leeren lässt. Ansonsten ist das ja nur eine schnelle Vorspeise, aber hier wird jede Bewegung mit dem Löffel wie in Zeitlupe zelebriert. Ich habe Sorge, jemanden zu stören, und vermeide es, mit Besteck und Geschirr zu klappern. Wie muss das erst bei der F.X. Mayr-Kur sein, die nach dem anderen Fasten-Guru benannt ist, wo jeder Bissen einer Semmel mindestens 32-mal gekaut wird, bevor man Milch dazu löffelt?

Die Szenerie hat etwas vom *Zauberberg*, allerdings das gegenteilige Programm. In Thomas Manns Roman flößen sich von



Jeden Tag schwimmt der Autor 1000 Meter im Pool – seine Leistungsfähigkeit bleibt erstaunlicherweise erhalten.

Schwindsucht ausgezehrt Patienten im Speisesaal schwere Suppen ein, um wieder zu Kräften zu kommen – hier treffen sich die Zweifler an Fülle und Wohlstand und üben bei dünner Bouillon Verzicht, um endlich diese permanent zitierte Klarheit zu erreichen.

Klar, es zeugt von Disziplin und höherem Bewusstsein, sich in einer Weltgegend, in der alle theoretisch (und die meisten praktisch) genug zu essen haben, mit wenig oder nichts zu begnügen. Entsagung gilt als Leistungsversprechen. Angenommen, zwei Bewerber hätten identische Qualifikationen, aber der eine gäbe bei 72 Kilo Gewicht Triathlon als Hobby an und dass er jedes Jahr faste, der andere bei 130 Kilo als Hobby Fernsehen – schon klar, für wen sich die meisten Personalabteilungen entscheiden würden.

Dabei ist Essen überlebenswichtig, Fasten nicht. Und der Körper holt sich auch aus

wenig erstaunlich viel. Das gilt etwa für jene wissenschaftlich erfassten Kinder, die in den Niederlanden während des Hungerwinters 1944/45 im Mutterleib heranwuchsen und wegen Mangelversorgung kleiner und mit niedrigem Geburtsgewicht zur Welt kamen. Ihr Organismus hatte gelernt, aus dem Wenigen, was zur Verfügung stand, das Maximum herauszuholen, ihre Erbanlagen wurden deshalb einseitig aktiviert. Umwelt und Lebensumstände bedingen, welche Gene aktiviert und welche gehemmt werden. Als Erwachsene hatten die Kinder aus dem Spätjahr 1945 unter ihrer Fähigkeit zum Notprogramm zu leiden. Weil ihr Körper auch wenig Energie so effizient verwerten konnte, wurden sie schneller dick und litten später häufiger an Herzinfarkten oder Diabetes. Der Körper holt sich, was er braucht. Wir sind evolutionär extrem gut darauf vorbereitet, Phasen des Mangels zu überstehen. Das war schon bei

den Urmenschen in der Savanne so, die manchmal über Wochen hinweg kaum etwas zu essen hatten. Deshalb ist das Gewicht ein Jahr nach einer Diät oder Fastenkur in mindestens der Hälfte der Fälle auch wieder drauf – der Jo-Jo-Effekt. Er lässt sich kaum vermeiden, wenn man eine Fastenkur nicht zum Anlass nimmt, sein Leben zu ändern und sich fortan generell kulinarisch zu mäßigen. Aber wer schafft das, und wer will das schon: ein Leben ohne Unvernunft?

TAG 4

Mir ist mulmig zumute. Der Blutdruck ist okay, Schlaf und Befinden auch. Mein Gewicht ist weiter gesunken. 106,4 Kilo sind es nur noch. Aber gleich am späten Vormittag ist ein Ritual dran, auf das ich gut verzichten könnte. Zum Fasten gehört der Einlauf. Sagen zumindest die Fastenexperten. Angeb-

lich werden dabei abgeschilferte Darmzellen und Nahrungsreste hinausgespült, und man fühlt sich besser und leichter. Es nervt langsam mit dieser Leichtigkeit. Ich bin skeptisch. Medizinisch ist kein rechter Nutzen erwiesen, manche Ärzte sprechen von einer unnötigen Tortur, weil man die Bakterien im Darm ja unbedingt für die Verdauung braucht. Aber gut, mal schauen, wie es sich anfühlt, währenddessen – und danach.

Schwester Maja schmiert einen dünnen Schlauch mit Vaseline ein und schiebt ihn mir in den Po. Dann füllt sie einen Liter lauwarmes Wasser aus einem Beutel ein, ähnlich wie bei einem Tropf. »Drei, vier Minuten aushalten, wenn es geht«, sagt sie. »Und auf dem Rücken liegend schaukeln.« Drei, vier Minuten sind schwierig, weil ich das Gefühl habe, schwanger in einer Hängematte hin und her zu wiegen. Dann, nach einem Sprint ins Bad, bin ich wirklich erleichtert. Das Gewese um die angeblich erniedrigende Prozedur eines Einlaufs lässt sich übrigens als Macho-Gehabe verbuchen. Fazit: Muss man nicht haben, ist aber auch nicht schlimm.

Am Abend gibt es Suppe und ausnahmsweise ein kleines Glas Obstsaft. Es folgt die Vorstellungsrunde der Gäste, die obligatorisch jeden Dienstag stattfindet. Sie alle sind mit der Zuversicht der Gläubigen in der Fastenklinik. Ein Ehepaar aus Schwaben hält den Rekord, sie sind zum 28. Mal hier. Der Mann sagt, sie seien hier »jedes Mal runder-

neuert«. Eine Frau aus dem Rheinland fühlt sich »im Paradies und geschützt und getragen«. Klaus aus Norditalien wird bald 80 und hat 21 Aufenthalte in der Fastenklinik hinter sich. Eine ältere Dame aus Karlsruhe schreibt es »dieser Klinik zu, dass ich überhaupt noch am Leben bin«. Hans-Joachim aus Münster hält diesen Ort gar für »beseelt von Liebe und Zuversicht«. Er bedankt sich. Ein heiliger Ernst durchwirkt die Klinik.

Die Gäste aus dem Ausland drücken mit weniger Pathos aus, wie sie sich während des Fastens fühlen. Ein Juraprofessor aus Jerusalem sagt, dass er ja immer wieder kommen müsse, und streichelt dabei schmunzelnd seinen stattlichen Bauch. Ein Ehepaar aus Australien findet, dass sie sich nach dreißig Jahren Ehe endlich um sich kümmern müssten. Und der Sechzigjährige aus Genf mit den lustigen Augen zuckt auf die Frage, warum er zum Fasten kommt, mit den Schultern: »Pour se sentir bien.« Um sich gut zu fühlen.

Saniert und auf null gesetzt, wie nach gedrückter Reset-Taste, von Grund auf gesäubert und klar fühlen sich die Menschen hier – solche Begriffe fallen immer wieder. Von Entschlacken, Detox und Entgiften ist die Rede, dabei gibt es das gar nicht im menschlichen Körper. Schlacken existieren nur in der Erzverhüttung. Es offenbart ein seltsames Verständnis vom eigenen Körper, wenn sich Menschen als eine Sondermülldeponie ver-



108 Kilo auf 1,98 Meter? Zu schwer, findet Eva Lischka, die Chefärztin der Klinik.

Wer fastet, sollte sich bewegen, weil man sonst nicht nur Fett, sondern auch Muskelmasse verliert. Aber mal kurz hinlegen ist auch okay.



stehen, die ständig von schlimmen Stoffen befreit werden muss. Dabei hat sich die körpereigene Abfallbeseitigung über Niere und Darm seit Menschengedenken bewährt, das reicht vollkommen.

Aus den Heilserwartungen vieler Fastenfreunde spricht ein TÜV-geschulter Glaube, dass sich der Körper generalüberholen ließe. Dazu kommt die romantische Überhöhung von allem, was Durchblick und Klarheit verspricht. Die ausländischen Gäste finden, dass Fasten nur in Deutschland perfekt organisiert ist, medizinisch überwacht, hygienisch einwandfrei. Und was fühlen sich alle gut hier!

Andererseits kann man sich hier ja ohne Weiteres gut fühlen. Die Umgebung, das Miteinander, die Rundumbetreuung, das entfaltet schon einen Sog. Zwar hat jeder viel Zeit für sich, trotzdem entwickelt sich unter uns Gästen ein Gemeinschaftsgefühl. Zudem bin ich schon stolz darauf, wie schnell bei mir

die Pfunde purzeln, dass ich wirklich keinen Hunger habe, mich trotzdem leistungsfähig fühle und guter Dinge bin. Nur diese spirituelle Prahlerei hier geht mir etwas auf den Geist. Dieses Getue um permanente Entspannung. Vielleicht liegt das aber daran, dass ich auch sonst ganz gut weiß, was mir guttut und was nicht.

TAG 5

105,8 Kilo, das waren nur noch 600 Gramm statt 800 Gewichtsabnahme im Vergleich zum Vortag. Morgen werde ich unter dem Bademantel nur eine Unterhose tragen. Die ist leichter als die Sporthose, die ich sonst anhatte. Mein Blutdruck war nie besonders hoch, inzwischen hat er Lehrbuchwerte erreicht, 128/86 mmHg. Und der Puls könnte es sowieso mit dem eines Zen-Meisters aufnehmen. 62 Schläge pro Minute.

Mittags bereitet Schwester Maja den Leberwickel vor. Dazu legt sie ein heißes Tuch und eine Wärmflasche auf meinen rechten Oberbauch. Das soll die Leber besser durchbluten und so die »Entgiftung« beschleunigen. Glaube ich nicht, fühlt sich trotzdem gut an. Schwester Maja wickelt meinen Rumpf mit Handtüchern ein, schlägt die Bettdecke seitlich und an meinen Füßen ein. Verpackt und behütet wie ein Säugling döse ich kurz weg.

Von Françoise Wilhelmi de Toledo habe ich erfahren, dass etwa die Hälfte der Fasten-Gäste an den Bodensee komme, weil sie krank seien. Fastenkliniken werben damit, dass Nahrungsverzicht gegen rheumatische Leiden, Hautkrankheiten und Altersdiabetes helfe. Mit der Beweislage ist das so eine Sache. Die meisten Patienten fühlen sich beim Fasten besser, aber Studien dazu gibt es wenige. Und jene, die es gibt, genügen kaum seriösen Ansprüchen, denn die meisten protokollieren die Befindlichkeit ihrer Gäste, die vor positiver Erwartung kaum anders können, als sich besser zu fühlen.

Neuerdings schließen Fastenforscher aus Tierversuchen auf gesundmachende Effekte, was in der Pharmaforschung nie als glaubwürdiger Nutzenbeweis reichen würde. Oder sie postulieren steile Hypothesen, wonach Zellen »runderneuert« würden und Fasten die Bildung der Mitochondrien stimuliere. Neue Zellen bilden jedoch auch Raucher in der Kneipe oder Chemiarbeiter aus, während sie auf der Heimfahrt im Abgasstau stehen. Ein paar Mitochondrien wachsen immer.

Fairerweise muss man sagen, dass Studien zum Fasten kaum je gefördert wurden und jahrelang wenig Interesse daran bestand. Wer davon überzeugt war, brauchte keine wissenschaftlichen Beweise – und für große Studien nach höchsten Standards braucht es viel Geld, das Fastenkliniken nicht aufbringen und für das Pharmafirmen oder andere Industriezweige sich nicht begeistern. Eine Verzichtskur ohne ein Produkt, das sich verkaufen lässt, wäre ja nicht gut fürs Geschäft.

TAG 6

104,9 Kilo, fast ein Kilo weniger als gestern. Der Trick mit der Unterhose hat offenbar funktioniert.

Dass man sich in den Fasten-Herbergen mühelos gut fühlen kann, würden auch Skeptiker nie bezweifeln. Morgens eine Stunde im beheizten Pool, nachmittags Wanderung mit Alpenblick – dazwischen Lektüre

oder Entspannung. Zur Meditation bei Dr. C. Kuhn um 7.30 Uhr gehe ich aber nicht noch mal. So früh bin ich noch nicht wach genug für diese anstrengende Stille.

Hunger stellt sich immer noch keiner ein, und ich bleibe erstaunlich fit. Der Kontrollbesuch bei der Krankenschwester jeden Morgen ist mittlerweile ein Ritual, das ich geradezu herbeisehne. Im Bademantel vor dem Untersuchungszimmer steigt die Spannung, was der Blick auf die Waage bringen wird – jeden Tag schwinden weitere 600 bis 800 Gramm.

Aber würde ich mich nicht genauso besser fühlen, wenn ich statt in der Fastenklinik zwei Wochen im Kloster verbrächte oder in einer Berghütte? Allein sein, zu sich kommen und sich auf das konzentrieren, was zählt. Klar, in dieser Wellness-Oase entsagt es sich besser als in der Klausur einer Mönchszelle. Außerdem passiert hier mit dem Körper ja tatsächlich etwas. Vielleicht ist es die Absenz von Kauen, Schmatzen und Schlucken und die fehlende Verdauung. Das alles versetzt mich in diesen gedimmten Zustand, nicht gerade dynamisch, trotzdem

hellwach und aufmerksam für Geräusche, Gerüche und andere Sinneseindrücke. Das scheint sie zu sein, die vielgepriesene »Klarheit«.

Diese Erfahrungen würde ich aber wohl auch auf dem Jakobsweg, während einer Radtour oder Segelregatta machen. Regelmäßige körperliche Bewegung erzeugt bei mir immer diesen tranceartigen Zustand, diesen Rhythmus aus Sich-Bewegen, Schauen und Für-sich-Sein.

TAG 7

104,1 Kilo, Blutdruck bestens, Puls auch. Immer noch keine psychische Krise. Kopfschmerzen habe ich auch nicht, keine Gicht, keine Probleme. Ja, doch, es geht mir gut. Gleich noch die 1000 Meter im Pool, dann zeigt die Tai-Chi-Stunde mit Jutta, wo es spirituell während des Fastens langgeht: Auf Englisch, gemischt mit Oberschwäbisch, zeigt Jutta »fünf Übungen, da werden in dreißig Minuten alle Energiebahnen durchlaufen«. Schnellkurs im Auftanken, aber Vorsicht, »schütze deine Mitte«.

In einer Woche Fastenklinik, die zwischen knapp 2000 bis 4000 Euro und mehr kostet, ist ein Gutschein eingepreist, der Kurse wie Osteopathie, Atemtherapie, Craniosacral-Therapie oder Massage als Inklusiv-Schnäppchen erscheinen lässt – denn normalerweise kosten sie Geld. Hans-Joachim bleibt 23 Tage lang und wird mit 6100 Euro veranschlagt, bei ihm entspricht der Gutschein mehr als 800 Euro, da kann er etliche Halbstunden- oder Stundenkurse buchen, die sonst zwischen 45 und 115 Euro kosten.

Fastenkliniken verkaufen die spirituelle Komponente als Teil des Gesamtpakets. Den Glauben an heilsame Wirkungen bringen die meisten Gäste mit. Fernöstliche Lehren und Entspannungstechniken auf leeren Magen sollen das Bewusstsein zusätzlich erweitern. Und was viel kostet, muss ja auch helfen, das weiß die Placebo-Forschung schon lange. Je teurer ein Angebot oder eine Therapie, desto mehr sind die Anwender davon überzeugt, dass es ihnen guttut. Den Jahresumsatz der beiden Fastenkliniken in Überlingen und Marbella beziffert Raimund Wilhelmi auf 46 Millionen Euro. Viel

ANZEIGE



Der DISTELFINK

AB 26. SEPTEMBER IM KINO

Basierend auf dem Pulitzerpreis-prämierten Roman.

Im Alter von 13 Jahren verliert Theodore „Theo“ Decker seine Mutter bei einem Bombenanschlag im Metropolitan Museum of Art. Die Tragödie verändert sein Leben für immer und zieht eine ergreifende Odyssee zwischen Trauer und Schuld, Neuerfindung und Erlösung und sogar Liebe nach sich. Während all dieser Zeit begleitet ihn ein handfestes Stück Hoffnung von jenem entsetzlichen Tag ... das Gemälde eines winzigen Vogels, festgekettet an seiner Stange: der Distelfink.

Du weißt nie, was über deine Zukunft entscheidet!

Gewinnen Sie eine unvergessliche Reise nach Amsterdam!

Feiern Sie den Filmstart von „Der Distelfink“ mit einer einzigartigen Besichtigung in dem Mauritshuis Museum in Den Haag inkl. privatem Moment mit Carel Fabritius' Meisterwerk, Übernachtung im Ambassade Hotel sowie ein Vier-Gänge-Menü in der „Goldfinch Brasserie“.

Einfach die Handykamera auf den QR-Code richten oder unter folgendem Link bei dem Gewinnspiel teilnehmen:

community.warnerbros.de/derdistelfink/de-de/teilnehmen

Gewinnspielteilnahme nur in Deutschland möglich
Laufzeit: 20.09.–26.10.2019



Geld dafür, dass Kunden als Kernkompetenz die große Leere verkauft wird und sich die Verpflegung in äußerst engen Grenzen hält.

TAG 8

103 Kilo am Morgen. Um neun Uhr steht Shiatsu mit Herrn Lutz auf dem Programm, einem durchtrainierten Physiotherapeuten mit Glatze. Er knetet und drückt mit Fäusten und Handballen auf mir herum. »Ihr Leber- und Gallen-Meridian ist dominant«, sagt er. »Das heißt nicht, dass die Organe krank sind. Aber oft bedeutet es, dass Ärger und Wut überwiegen.« Ich halte das eher für esoterisch, aber innerhalb seines Glaubenssystems sind seine Aussagen sicher absolut stimmig. Nachdem er weiter auf meinem Rumpf herumgedrückt hat, stellt Herr Lutz fest, dass »der Milz-Meridian weniger ausgeprägt ist. Das könnte dafür sprechen, dass Sie oft Lust auf Süßes haben und Ihre Nahrung nicht gut

hieße Zuckerkuchen, damit kein Zweifel bestand, was drin war.

Kaum waren die Kuchen weggeräumt, kamen Schnittchen und Brötchen mit rohem Gehackten, Kesselfleisch, Braten, belegt mit Zwiebelringen. »Ist gut gewesen«, sagte Onkel Otto dann immer. Während des stundenlangen Essens kam kein Gedanke an einen Spaziergang oder andere Aktivitäten auf, man hat ja sonst ständig gearbeitet. Viele meiner Verwandten sind alt geworden, trotz oder vielleicht wegen dieser Diät. Großonkel Karl etwa, der sein Lieber lang Vieh versorgt und Äcker bestellt hatte, starb mit über neunzig, nachdem er auf seinem unbeleuchteten Mofa von einem Autofahrer übersehen worden war.

TAG 9

102,2 Kilo. Zum Fastenbrechen wechselte ich aus dem »Salon« ins Hausrestaurant. Die erste feste Mahlzeit besteht aus einer kleinen

**Mit der Beweislage ist das so eine Sache.
Die meisten Patienten fühlen sich beim Fasten besser,
aber belastbare Studien dazu gibt es nur wenige**

verwerten.« Mag sein, in der Kantine gehören Torten und Cappuccino zu meinem Mittagsmenü.

In der Fastenklinik stellt sich irgendwann die Frage, welche Rolle das Essen für einen spielt, welche Vorbilder und familiären Erfahrungen prägend waren. Da ist aus der Kindheit das Bild meines Vaters, der fingerdick hausgeschlachtete Rotwurst aufs Brot schnitt und große Bissen nahm. Und die eigene Lust auf hastiges Trinken, wenn kaltes Bier oder Brause dastehen. Das Vergnügen an der Fülle der Mahlzeiten, dem Weiter-und-weiter-Essen, auch wenn ich satt bin.

Wie war das noch auf Familienfesten mit den Verwandten, von denen viele jeden Tag auf dem Feld oder im Stall hart arbeiteten? Wenn es etwas zu feiern gab, ging es um zwölf Uhr mittags los, mit kräftigen Suppen, manchmal gab es Schlachterbrühe von ausgekochten Knochen. Dann mürbe gegarte Braten mit dunkler Sauce, die Fasern blieben zwischen den Zähnen hängen, Salzkartoffeln dazu. Nachts war nicht so wichtig, etwas Eis, gleich gab es ja wieder Kaffee und Berge an selbst gebackenen Kuchen, einer

Schüssel mit warmem Apfelmus, dazu gibt es eine Mandel. Das hatte ich mir spektakulärer vorgestellt.

Am Nachmittag machen wir einen Ausflug nach Lindau. Hans-Joachim und ich genießen es, uns vor die Schaufenster von Bäckereien und Metzgereien zu stellen. Wir bestätigen uns immer wieder gegenseitig, dass es keinerlei Überwindung kostet, sich die Auslagen anzuschauen – und darauf zu verzichten. Noch sind wir im Leerprogramm, noch ist die Lust auf deftige Mahlzeiten und große Gelage nicht zurückgekehrt.

Am Abend wird Reis mit gedünstetem Gemüse serviert, kalorienreduzierte Schonkost. Als Belohnung für meine erfolgreiche Fasterei wird auf meinem Tisch eine Kerze angezündet. Ich bekomme eine Urkunde dafür, dass ich durchgehalten habe.

Jetzt, zum Abschluss, muss ich feststellen: Ja, in den ersten Tagen danach war ich ruhiger und geduldiger, aber das bin ich nach einem Urlaub am Meer auch. Ich bin ziemlich sicher kein anderer Mensch geworden. Sechs Kilo leichter, aber immer noch kein sehniger Bergfex. Psychisch habe ich mich

auch vorher schon halbwegs stabil gefühlt. Aufregen werde ich mich wohl immer noch über manche Menschen, im falschen Moment ungeduldig sein sowieso.

ZEHN TAGE SPÄTER

Noch überwiegt bei mir die Lust auf Frisches, Obst, Joghurt, leichte Kost. Noch ist auf der Waage kein Jo-Jo-Effekt zu sehen. Wieder in München, treffe ich mich mit Adam aus Kalifornien, den ich in der Fastenklinik kennengelernt habe, er ist geschäftlich hier. Françoise Wilhelmi de Toledo hatte mir den »Juvenation-Effekt« angekündigt, das soll eine Neuprogrammierung der Zellen bedeuten. Wie nach einem Bad im Jungbrunnen fühlen wir uns nicht, aber Adam und ich bestellen im Restaurant Fisch und Salat. Auf das Wiedersehen stoßen wir mit Sekt und Mangosaft an – alkoholfrei. Noch fühlen wir uns rein und sauber, aber Adam fragt sich, ob man den gleichen Effekt wie beim Fasten nicht auch mit einer im antiken Rom bewährten Kur erzielen könnte: Viele Gänge mit Geschmack und Genuss, dann mithilfe einer Gänsefeder alles raus – so würde sich doch auch die große Leere einstellen.

ZWÖLF WOCHEN SPÄTER

In *Asterix und der Arvernerschild* muss Majestix zur Kur nach Vichy, weil ihm das Schlemmen während der Festmahlzeiten zugesetzt hat. Der Häuptling der Gallier trinkt dort nur Wasser, hält sich streng an die »In-Wasser-gedünstetes-Gemüse-Diät« und nimmt massiv ab. Schon in diesem Comic-Band von 1968 gelang es Goscinny und Uderzo, den typischen Verlauf nach dem Fasten in einem Bild festzuhalten: »Auf der Rückreise kommt Majestix wieder zu Kräften, denn er besucht dieselben gastronomischen Stationen wie auf dem Hinweg«. Der Bauch unter seinem Wams spannt bei seiner Rückkehr genauso wie vor der Fastenzeit.

Meine sechs Kilo sind inzwischen wieder drauf.



WERNER BARTENS

hat zunehmend Schwierigkeiten, abends Mitesser zu finden. Immer mehr Menschen, die er kennt, planen ihre Mahlzeiten nach Stechuhr und probieren es mit Intervallfasten.



EST.  1830

WOOLRICH®



Die Frage, ob alte oder neue Videospiele besser sind, ist eines der größten Schlachtfelder der Gaming-Szene.

TEXT
MARC BAUMANN

Game Over

ILLUSTRATIONEN
AART-JAN VENEMA

Unser Autor hat nach zwanzig Jahren Pause wieder eine Spielkonsole gekauft. Aber die Begeisterung seiner Jugend will ihn nicht mehr packen. Sind die Programme langweiliger geworden – oder der Spieler?

Ich habe die Wehrmacht am D-Day besiegt, das Siegtor im Finale der Champions League erzielt und während der Französischen Revolution Napoleon getroffen. Doch rückblickend hätte ich lieber ein gutes Buch gelesen. So legte ich den Controller beiseite, ging müde ins Bett und fragte mich, was zwischen mir und der Konsole falsch gelaufen war.

Meine Konsole ist eine Xbox One, gekauft im Winter 2017 mit gleichermaßen Scham (»Du bist zu alt für so was«) und Vorfreude (»Geil, wieder zocken«). Als Kind hatte ich erst einen C64, dann einen Amiga 500, später Gameboy und Super NES – bis ich die Nächte lieber in Bars oder auf Tanzflächen verbrachte. Heute, mit Anfang 40, bin ich als Vater samstagsabends eher zu Hause. Da kamen die Erinnerungen hoch – an diese Anziehungskraft, die Videospiele einst auf mich hatten. An das Glück, als ich beim tausendsten Versuch endlich mit Super Mario die Prinzessin befreite. Oder mit der Karatekämpferin Chun-Li die weltbesten Street Fighter verknoppte. Und als der Pirat Guybrush Threepwood in der Karibik auf dreiköpfige Affen traf.

Programmierer hätten alle Voraussetzungen, heute bessere Spiele denn je zu schaffen: Die Pixelfiguren eines Atari-Spiels der Achtzigerjahre wirken unfassbar grobschlächtig im Vergleich zum fotorealistischen Wilden Westen eines aktuellen Spielehits wie *Red Dead Redemption 2*, in dem jeder Grashalm der Prärie im Wind wankt; oder den kriegsmüden Gesichtern der US-Soldaten in *Call of Duty: WWII*; dem so lebensecht schlaksig übers Feld laufenden Thomas Müller in *Fifa 18* und dem mit enormem Aufwand rekonstruierten Paris des Jahres 1789, in dem man sich in *Assassin's Creed Unity* frei bewegen kann.

Ich staune, welche beeindruckenden Bilder Spieledesigner heute programmieren.

Aber warum verliere ich so schnell die Lust, diese Welten zu erkunden? Und wo findet man in den Spielehits der vergangenen Jahre den Spielwitz, den Humor oder die liebevollen Dialoge von *Day of the Tentacle*, meinem Lieblingsspiel früher, in dem man mit drei schrulligen Teenagern und einer Zeitreisemaschine zwischen Zukunft und der Ära von George Washington hin und her reist? Warum sind so viele aktuelle Spiele nur die x-te Fortsetzung eines Uralt-Klassikers wie *Super Mario* oder *Zelda*?

Mit der Liebe zu alten Spielen bin ich nicht allein. Nintendo hat die Konsolen NES und Super NES neu aufgelegt – und mehr als acht Millionen Stück verkauft. Kürzlich erschien mit *World of Warcraft Classic* ein 15 Jahre alter Hit mit aktueller Grafik, aber altem Gameplay. Die Fans der Reihe hatten es sich so gewünscht. Im Deutschen Computerspielmuseum in Berlin stehen 14-Jährige begeistert an alten Konsolen und spielen *Donkey Kong* oder *Tetris* wie einst ihre Väter, erzählt Mascha Tobe, die Kuratorin des Museums. »Junge Videospiele haben ein erstaunliches Kanonbewusstsein«, sagt sie. Zum besten deutschen Computerspiel wurde 2019 *Trüberbrook* gewählt – eine Hommage an textlastige Adventurespiele der Neunziger.

Es gibt sogar ein eigenes Magazin für alte Spiele. Es heißt *Retro Gamer*, Jörg Langer ist der Chefredakteur der deutschen Ausgabe. Als ich ihn anrufe, ist er gerade in Japan, wo es eigene Geschäfte für alte Videospielekonsolen gibt. Auf der Spielemesse Gamescom in Köln im August gab es wieder einen Retro-Games-Bereich zwischen all den hauswandgroßen Leinwänden, die neue Block-Buster-Spiele bewarben – deren Handlung wäre als Film mittelmäßig, als Roman schwach. Der berühmte japanische Spieleentwickler Hideo Kojima erzählte auf der Gamescom, dass in modernen



Open-World-Spielen – also Spielen, in denen man sich praktisch unbegrenzt bewegen kann – eine gute Handlung kaum möglich sei. Spielefirmen wollen zeigen, was sie können, schaffen riesige Welten – stellen sich aber selbst ein Bein, weil der Spieler sich darin verliert. Alte Spiele dagegen mussten mit so wenig Speicherplatz auskommen, dass jedes Wort, jede Handlung, jeder Pixel wohlüberlegt war. Jörg Langer sieht die Faszination alter Spiele vor allem in dieser Einfachheit: Wo Prozessor und Grafikkarte wenig hergaben, musste eigene Vorstellungskraft mitspielen.

Als ich mich gerade so richtig schön bestätigt fühle, sagt Langer aber einen entlarvenden Satz. »Das schmutzige Geheimnis der Retro-Gaming-Szene ist doch: Man spielt die alten Klassiker höchstens mal kurz an, schwärmt vom Spielwitz – und macht sie bald wieder aus.« Auch Mascha Tobe vom Computerspielmuseum meint, man solle es mit der Nostalgie nicht übertreiben. Stimmt: Ich hatte vergessen, wie viel Schrott es auch früher gab.

Ich probiere bei einem Freund eine der erfolgreichen Retro-Konsolen aus, mit Spielen der Achtzigerjahre. Die Bedienung kommt mir holprig vor, der monotone Ton nervt, wir hören bald auf. Dass mir Videospiele keine Tür in eine Fantasiewelt mehr öffnen, liegt vielleicht gar nicht am heutigen Programmierer, sondern an mir. Jörg Langer sagt: »Der Satz, dass Videospiele früher besser waren, bedeutet eigentlich: Mein Leben war früher einfacher.«



MARC BAUMANN

möchte nicht nur klagen, sondern auch loben: nämlich das 2018 erschienene Videospiel *A Way Out*, in dem man mit einem Mitspieler aus dem Gefängnis ausbricht und eine filmreife Flucht erlebt.



Völlig

FOTOS
DANIEL RIERA

Er sucht nach Momenten jenseits der Schwerkraft, kurz vor dem Absturz, und schafft damit Bilder von poetischer Kraft: der französische Akrobat, Tänzer und Choreograf Yoann Bourgeois. Für das *SZ-Magazin* hat er dazu die Mode der Saison getragen

STYLING
CAROLINE BUCHOLTZ

losgelöst



Seidenhemd und
Kummerbund von
Givenchy. Anzug-
hose von Dior.



Streifenhemd von Rochas.
Tasche, als Ärmel getragen,
von Craig Green. Hose
von OAMC. Gürtel von Our
Legacy. Socken von Falke.

Shirt und Hose von Craig Green.



Strickcardigan
von Dries Van Noten.
Hose von Yohji
Yamamoto.



Sakko von Fendi. T-Shirt
von Calvin Klein Jeans.
Hose von Rick Owens.



Frack und Hose von Dolce & Gabbana. Shirt von Rick Owens, gesehen bei yoox.com. Sneaker privat.



Strickpullover von Salvatore Ferragamo. Ärmel von Comme des Garçons Shirt. Hose von Emporio Armani. Socken von Falke.



Print-Hemd von Hermès. Darüber ein gestreiftes Hemd von Acne Studios. Hose von Vivienne Westwood.

Anzug, Strickcardigan
und Gürtel von Prada.
Sneaker privat.



Fotos: Daniel Riera/artworldagency; Fotoassistentz: Marcos de Miguel Gómez; Grooming: Fidel Fernandez/Airport Agency; Styling-Assistenz: Michaela Konz; Post-Produktion: lacapsula.es; Herzlichen Dank an Marie Vaudin

www.igieco.it



#mystyle



IGI&CO[®]
made in Italy 

»Auf dem

Podium zu

stehen ist

eine Marter der

Extraklasse«

Dirigent Christian Thielemann bei Orchesterproben in Bayreuth. Er bevorzugt die Berufsbezeichnung »Kapellmeister«.

INTERVIEW
SVEN MICHAELSEN

FOTOS
ENRICO NAWRATH

179 Aufführungen auf dem Grünen Hügel hat Christian Thielemann bereits geleitet – mehr als jeder andere Dirigent in der Geschichte der Bayreuther Festspiele. Ein Gespräch über gebrochene Taktstöcke, Groupies, Bach, Brahms, Wagner, Angela Merkel – und das »Intensitätsgerammle« bei *Tristan und Isolde*

SZ-MAGAZIN **Von Ihrem fünften Lebensjahr an nahmen Ihre Eltern Sie regelmäßig zu Konzerten der Berliner Philharmoniker mit. Haben Ihre Kinderaugen den scheinbar allmächtigen Dirigenten auf dem Podium angehimmelt?**

CHRISTIAN THIELEMANN Nein, ich hielt diesen hektischen Fritzen für eine merkwürdige bis lächerliche Figur. Da führt jemand Veitstänze auf, hat was Komisches in der Hand, mit dem er rumwedelt, und verbeugt sich am Ende zum Publikum. Es gab keine Stimme in mir, die rief: »Du musst auch so ein Luftzerteiler werden!«

Hatten Ihre Eltern es mit einem rebellischen Kind zu tun?

Nein, ich bin in einem bildungsbürgerlich-toleranten Elternhaus aufgewachsen, deshalb fehlte mir das Motiv für Aufsässigkeit und Ausbruch. Meine Mutter war Apothekerin, mein Vater hat die Berliner Dependence eines Stahlkonzerns geleitet. Er wäre gern Pianist geworden, meine Mutter Sängerin. Beiden wurde aber von ihren Eltern gesagt, sie sollten erst mal was Anständiges studieren, bevor sie sich auf das unklare und halbseidene Terrain des Künstlers begeben. Deshalb lebten sie ihre Leidenschaft für die Musik zu Hause am Klavier aus und suchten drei-, viermal in der Woche Konzerte. Beide waren enthusiastische Wagnerianer. **Mit fünf bekamen Sie Unterricht bei einer renommierten Klavierpädagogin, mit sieben wurde Ihnen Geigespielen beigebracht. Wollten Ihre Eltern in ihrem einzigen Kind das verwirklichen, was ihnen selbst verwehrt war?**

Nein, ich selbst war am strengsten mit mir, weil die Musik mich gepackt hatte und forderte. Ich war regelrecht arbeitswütig und übte immer bis sechs Uhr abends. Das Schlusszeichen war, wenn die Kirchenglocken in Schlachtensee läuteten. Wenn es am Nachmittag hieß, ich solle doch auf die Terrasse rauskommen, es sei herrlicher Sonnenschein, sagte ich: »Nein, ich übe weiter, es ist noch nicht sechs!« Es kam mir absurd vor, mit dem Musizieren aufzuhören, nur weil draußen die Sonne schien. Mein Sonnenschein war Bachs *Wohltemperiertes Klavier*. Wenn das Autismus ist, liebte ich es, autistisch zu sein.

Stimmt es, dass Sie früher singen als sprechen konnten?

Ja, wenn ich als Kind abends im Bett lag, sang ich Fantasiertexte, weil ich im Dunkeln Angst hatte. Hörte das Singen dann plötzlich auf, wussten meine Eltern, ich bin eingeschlafen.

Wovor hatten Sie im Dunkeln Angst?

Wenn meine Eltern im Konzert waren, durfte ich *Aktenzeichen XY...ungelöst* sehen. Sie kennen das: »Das war das letzte Mal, dass Frau Müller lebend gesehen wurde...« Schrecklich! Wenn Ede Zimmermann sich verabschiedete, bekam ich panische Angst. Meine Eltern waren der Meinung, ein Wohnzimmer sei Büchern und dem Flügel vorbehalten, deshalb hatten sie den Fernseher ins Gästezimmer im Souterrain verbannt. Der Weg zurück in mein Zimmer führte durch den dunklen Keller. Das ging nur mit Singen: »Nun ist die Welt so trübe/Der Weg gehüllt in Schnee.« Wenn ich oben war, schloss ich die Tür zum Keller zweimal ab. So konnte keiner dieser schrecklichen Menschen hochkommen.

Singen Sie heute noch?

Nein, meine Stimme ist nicht mehr schön. Als Kind habe ich die *Winterreise* gesungen und mich selbst am Klavier begleitet: »Was soll ich länger weilen/Dass man mich trieb hinaus?/Lass irre Hunde heulen/Vor ihres Herren Haus.« Das soll berückend gewesen sein, aber dann kam der Stimmbruch.

Fehlt es Ihnen zu singen?

Ich singe innerlich sehr viel, besser gesagt: In mir ist sehr viel Gesang. Aber den kann ich abstellen. Ich würde sonst wahnsinnig werden. **In den Zeugnissen, die Sie am altsprachlichen Gymnasium in Berlin-Steglitz bekamen, wurde Ihnen »ungebührliches Betragen« vorgehalten. Ihr Religionslehrer warf Sie wegen egozentrischer Allüren aus dem Unterricht.**

Im Religionsunterricht war es Mode, gruppentherapeutische Übungen wie der »heiße Stuhl« abzuhalten. Ich fand das indiskret und führte mich entsprechend auf. Da hieß es dann, ich möge nicht mehr wiederkommen. Mein subversives Betragen war der Ausgleich zu meinem Wohlverhalten, wenn es um Musik ging. Es war eine Lust, sich auch mal richtig danebenzubenehmen.

Wie waren Sie bei Ihren Mitschülern angesehen?

Den einen galt ich als Wundertier, den anderen als Aussätziger, der weder die Beatles hörte noch Fußball spielte. Groß bekümmert hat mich keine der beiden Meinungen.

Ihre Zeugnisnoten waren mittelmäßig.

Mir ist die Schule zugefallen. Ich war sehr schnell, zu schnell für manch andere. Zwei Spalten mit altgriechischen Vokabeln lernte ich in zehn Minuten in der S-Bahn. Da wird man dann frech und flapsig. Wenn die anderen von Schulstress anfangen, dachte ich: Was wisst ihr denn? Ich lerne von einer Woche

zur anderen Präludium und Fuge aus dem *Wohltemperierten Klavier* von Bach und gehe abends in die Oper und zu Kammermusiksoireen. Wegen dieses Hochmuts führte ich mich dann so schrecklich auf.

Welche Abiturnote hatten Sie?

2,2. Gemessen an der Tatsache, dass ich nichts getan habe für die Schule, war das fast glorios.

Wie sind Sie, wenn Sie verlieren?

Mit 16 hatte ich ein Testdirigat bei Herbert Ahlendorf. Er legte eine Platte mit dem *Meistersinger*-Vorspiel auf und stellte mich vor einen raumhohen Spiegel. Sein Fazit lautete: »Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf: Machen Sie was anderes, denn Wille allein genügt nicht.« Nach diesem Tiefschlag saß ich im Bahnhof Zoo und hatte einen Weinanfall. So eine schlimme Demütigung vergessen Sie nie, aber sie hat mich nach ein paar Stunden auch gestärkt. Ich wusste, Ahlendorf hat nicht recht, ich werde weitermachen.

Wäre es nach Ihnen gegangen, wären Sie heute Organist.

Bach war für mich der Größte. Das finde ich auch heute noch. Seine Orgelmusik faszinierte mich so sehr, dass ich mit elf Jahren den Küster der Schlachtensee Kirche überredete, mir die Orgel aufzuschließen. Meine Versuche, mir das Orgelspielen selbst beizubringen, flogen auf, als meiner Klavierlehrerin meine Technikverluste auffielen. Mir wurde klar, beides ging nicht. Ich rettete mich mit dem Gedanken, eines Tages ein Orchester zu leiten, in dem eine Orgel mitspielt.

Als Sie Anfang der Achtzigerjahre Korrepetitor an der Deutschen Oper in Berlin waren, beobachtete Wagner-Tenor René Kollo eine Szene, die ihn befremdete: »Als ich in der Nullgasse stand, ist mir ein junger Mann in kurzen Hosen aufgefallen, weil der laufend auf die Bühne guckte und wieder zum Dirigenten und sich totlachte. Ich sah mir das einen Augenblick an und dachte nur: Also, entweder ist das ein Vollidiot, oder der ist begabt.« Worüber lachten Sie sich tot?

Als junger Korrepetitor machte man unziemliche Bemerkungen über die Sänger und zog über den Dirigenten her. Jeder von uns war zutiefst überzeugt, ich kann es viel besser! Das Überlegenheitsgefühl endete schlagartig mit dem ersten Dirigat: Auweia, du dachtest, das geht dir leicht von der Hand, aber das tut es gar nicht. Da habe ich innerlich bitter Abbitte geleistet. Aber mein Gott, dieser juvenile Unverstand mit 20, 25 war auch schön. Ohne ihn könnte ich gar nicht so geschwollen daherreden wie jetzt mit 60.

Um 2005 herum begann das deutsche Musikfeuilleton, sich Sorgen um Ihre Gesundheit zu machen. Die Schlüsselwörter waren: Erschöpfungszustände, Labilität, angegriffene Konstitution, krisenhafte Zuspitzungen. Je größer die Karriere, desto kleiner das Leben?

Die Natur hat mir eine Gabe und einen Fluch mitgegeben: Ich erlebe Musik und gewisse andere Situationen so unglaublich intensiv, dass es mich aus den Latschen haut. Ich kann das in der Regel gut verbergen, aber beim Dirigieren manchmal eben nicht. Bei einigen Aufführungen bin ich so weit gegangen, dass ich dachte, ich kriege einen Herzinfarkt. Um von der Musik nicht kaputtgemacht zu werden, musste ich die Notbremse ziehen. Meine Aufgabe ist es, kleinsten Feinheiten nachzuspüren. Wie heißt es bei Goethe? »Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.« Es gibt halt Leute, die nicht kapieren, wie sehr einen das geistig angreifen kann. Es gibt Kollegen, die sehr viel mehr machen als ich, aber glauben Sie mir, der Preis ist hoch. Sie sehen das vielleicht nicht, aber wenn Sie die Leute kennen, dann wissen Sie es. Die müssen tagsüber liegen, um abends wieder am Pult stehen zu können. Draußen die schönste Sonne, aber Sie sitzen den ganzen Tag in Ihrem Hotelzimmer im goldenen Käfig, nur damit Sie abends den Menschen Freude bringen und sich dabei zerfetzen. Wer gibt Ihnen eigentlich Freude? Wenn Sie nicht aufpassen, sind Sie ein einsamer, frustrierter Mensch ohne sonstige Blitzableiter.

Was sagt Ihr Arzt?

Die letzten Arztbesuche waren mehr als erfreulich. Ich bin voll belastbar. Aber jetzt im Alter erlaube ich mir zu sagen, ich habe nicht immer Lust. Ich habe meine ganze Jugend und eigentlich das ganze Leben der Kunst hingegeben. Wenn ich jetzt die Wahl habe zwischen einem schönen Ausflug in die Berge und dem Studium der *Fünften* von Prokofjew, dann lasse ich Prokofjew liegen. Traurig eigentlich und vielleicht auch ein ganz bisschen unprofessionell, aber ich muss damit leben lernen, auch mal unprofessionell zu sein. Ich muss hin und wieder weg von der Musik, weil sie mich sonst zerfressen würde. Wie seltsam, man quält sich selbst und findet es auch noch schön. Die Alternative wäre, unsensibler zu werden und auf Autopilot zu dirigieren, aber das ist mir nicht gegeben.

Kunst beginnt mit überfeinerten Nerven. Ist das ein fortschreitender Prozess?

Mein Nervensystem ist beherrschter als früher, weil ich mit meinen Macken besser umzugehen weiß. Manchmal müssen Sie halt kleine

Notbremsen ziehen und eine Tablette nehmen, wenn Sie merken, ich kann nicht schlafen. Vor Jahren hätte ich mir das verboten. Wenn ich vor einem Auftritt nervös bin, trinke ich nicht eine halbe Flasche Wein, sondern nehme ein Beruhigungsmittel. Mache ich ganz selten, aber ich habe immer was dabei. **Gehören Sie zu den Dirigenten, die Ihre Gebärden vor dem Spiegel entwickeln?** Nein, mit Anfang 20 habe ich fürchterlich exaltiert dirigiert, weil ich glaubte, Gefühl und Wellenschlag seien alles. Nur bei zurückgeworfenen Haaren war ich auf Abstand. Heute kondensiere ich, statt mich gehen zu lassen, und weiß, ich muss auch kalkulierend und eiskalt sein. Diese Einsicht prägt heute meinen Personalstil. Bewegungen einzustudieren, die die Leute als elegant und sublim einstufen, finde ich bis heute nicht adäquat. Ich weiß nicht, wann es aufgekommen ist, dass ein Dirigent auf dem

»GETUE ENTLARVT SICH, ABER ALLÜREN BRAUCHEN SIE ALS DIRIGENT«



Podium elegant aussehen soll. Von Furtwängler hat diesen Schönheitseffekt noch keiner verlangt. Dirigieren ist nichts fürs Hochglanzfoto.

Als Sie 16 waren, empfing Herbert von Karajan Sie zu einer 30 Minuten langen Privataudienz. Wie wirkte er auf Sie?

Ich bat ihn, mir zu erklären, wie man Dirigent wird. Er hob zu einer langen Rede an, in der oft das Wort »Korrepetieren« vorkam. Ich hatte diesen Ausdruck noch nie gehört. Als ich begriff, dass man dabei mit Sängern am Klavier arbeitet, war ich enttäuscht. Ich hatte mir erhofft zu erfahren, wie man möglichst schnell die *Achte* von Bruckner dirigiert. Es wurde noch schlimmer, als er von der *Lustigen Witwe* anfang. Die war mir nur als Titel bekannt und als bevorzugtes Stück meiner Großmutter. Ich war fassungslos, dass dieser große Mann mir mit Operetten kam. Ich war doch auf Ernsthaftes aus. Zur Verabschiedung sagte er: »Wenn Sie das Abitur haben, kommen Sie wieder.«

Mit 20 wurden Sie Karajans Assistent. Verlor er, wenn man ihn aus der Nähe erlebte?

Er gewann. Bei Proben lümmelte er im Stuhl, streckte den Bauch raus und dirigierte mit lässigen Bewegungen, als sitze er daheim auf dem Sofa. Zwischendurch erzählte er Anekdoten, die jeden zum Lachen brachten. Er war entspannt, freundlich und völlig unchefig.

Zum Nimbus von Karajan gehörte, viele Minuten lang mit geschlossenen Augen zu dirigieren, als würde er Signale aus einer Welt empfangen, die nur ihm zugänglich sei.

Bei geschlossenen Augen würde ich Gleichgewichtsprobleme bekommen. Wenn Sie mich beim Dirigieren beobachten, sehen Sie, dass ich mit der freien Hand sehr, sehr oft das Geländer in meinem Rücken anfasse. Ich habe immer Angst wegzufallen. Hatte ich immer schon.

Der Produktgestalter Peter Schmidt, berühmt geworden durch seine Flakons für Parfüms von Jil Sander, erzählte: »Mich rief mal der Agent von Karajan an. Er bat mich, am Wochenende nach Berlin zu kommen, Karajan erwarte mich nach der Vorstellung in seiner Suite im »Kempinski«. Als ich eintrat, saß Karajan in einem hellblauen Trainingsanzug auf einem Stuhl und entschuldigte sich dafür, dass er mich wegen eines chronischen Rückenleidens nicht im Stehen begrüßen könne. Dann kam er direkt zur Sache: Er habe das falsche Image, dieses Problem müsse ich lösen. Er zeigte mir Fotos von sich und sagte: »Ich habe zu spät umgedacht. Dieser in göttliche Sphären entrückte Geisteskopf, das bin ich nicht, zu viel Pathos. Sie müssen mir helfen, die Kurve zu kriegen. Ich weiß alles über Sie. Sie fahren einen schwarzen Porsche 911 Targa, aber mein Porsche 959 ist schneller. Obwohl ich über achtzig bin, fahre ich auf der Autobahn immer noch Höchstgeschwindigkeit. Das Unschöne ist nur, dass man mich wegen meines kaputten Rückens aus dem Auto rein- und wieder rausheben muss.«

War der charismatische Macht- und Willensmensch Karajan in Wahrheit eine von Narzissmus, Megalomanie und ridiküler Darstellungssucht getriebene Figur?

Es ist kein Geheimnis, dass er im Gesicht geliftet war und für Auftritte einen Coiffeur beschäftigte. Er war der Erste, der das Pferd des Imagedesigns mitgeritten ist. Wir haben durch ihn aber auch gelernt, dieses Pferd nicht zu Tode zu reiten. Insofern markiert er einen Umkehrpunkt: Getue und steile Posen entlarven sich früher oder später, aber eine Allüre brauchen Sie als Dirigent.

Warum legen Sie den Taktstock beiseite, wenn Sie einen Chor dirigieren?

Weil der Klang eines Chors sich viel besser mit den Händen formen lässt. Manchmal habe ich das Gefühl, ich halte den Chor in der Hand und knete ihn mit beiden Händen. Ein Taktstock wäre da zu piksig, denn warum sollte ich in einen Chor stechen, wo ich doch einen runden, homogenen Klang brauche? Die Gegenfrage wäre, warum ich das Orchester dann nicht auch ohne den piksigen Stock dirigiere. Der Grund ist rein handwerklich. Die Posaunen hinten müssen die Spitze meines Stocks sehen, um präzise zu sein.

Welche Information lassen Sie Ihren Musikern zukommen, wenn Sie beim Dirigieren die Hand vor den Mund halten?

Leise, geheimnisvoll.

Zunge raus?
Deutlichere Artikulation, damit der Text verständlich ist.

Offener Mund mit aufgerissenen Augen?
Gebt mir Intensität!

Nach hinten lehnen?
Leiser.

Daumen und Zeigefinger formen einen Kreis vor dem Auge?
Das war falsch! Guck hin, Mensch! Nur zusammen sind wir was.

Wie hat sich Ihre Zeichensprache entwickelt?
Die ist ohne bewusstes Zutun entstanden, wie die Merkel-Raute. Die hat die sich auch nicht überlegt.

Es scheint oft, Sie singen mit, wenn Sie einen Chor dirigieren.
Das habe ich mir vor langer Zeit abgewöhnt. Innerlich singe ich immer mit. Ich atme auch mit den Sängern mit. Deshalb spüre ich, was sie von mir brauchen. Wenn Sie 20 Meter entfernt stehen und mir den Rücken zuwenden, weiß ich trotzdem, wie Sie atmen. Wenn Sie singen, können Sie auch um die Ecke stehen. Ich spüre trotzdem, was Sie wollen. Diese Ahnung hat man mitbekommen oder nicht.

Welche Anforderungen muss Ihr Taktstock erfüllen?
Karajan hatte sehr kurze Taktstöcke. Ich bevorzuge längere, um mit kleinen, kurzen Bewegungen aus dem Handgelenk zu arbeiten. Bei Taktstöcken ist es wie beim Bettenkauf: erst mal Probe liegen.

Wann haben Sie das für Sie passende Modell entdeckt?
Als ich 1993 an der Met in New York mit dem *Rosenkavalier* debütierte, fragte mich der legendäre Paukist Richard Horowitz, ob er mir Taktstöcke anfertigen soll, das mache er für alle Dirigenten an der Met, von James Levine bis Carlos Kleiber. Er nahm meine Hand und fragte, wie ich den Stock halte. Ein paar Tage später gab er mir ein ganzes Bündel, aus federleichtem Balsaholz gefertigt und um die 45 Zentimeter lang. Jeder Stock war in winzig kleiner Schrift mit »Horowitz« signiert. Seit auch der letzte seiner Stöcke abgebrochen ist, lasse ich sie bei Rohema in Thüringen nachmachen.

Wie viele Taktstöcke haben Sie in vierzig Berufsjahren verschlissen?
Unter hundert, weil ich sehr pfleglich mit ihnen umgehe. Mit einem habe ich zwei Jahre lang Wagner in Bayreuth dirigiert. Bei einer Probe für die *Götterdämmerung* kam er zwischen die Seiten der Partitur und knackte in der Mitte durch. Wie dämlich! Ich lege mir

aber immer einen zweiten hin für den Fall der Fälle. Wenn Sie einen Regenschirm mitnehmen, regnet es in der Regel nicht.

Könnten Sie auch mit einer Fliegenklatsche dirigieren?
Na klar. Sieht aber lächerlich aus. Dann dirigiere ich lieber mit dem Zeigefinger.

Findet man bei Ihnen zu Hause in einer beleuchteten Vitrine die auf Samt gebetteten Taktstöcke Ihrer Idole Furtwängler und Bruno Walter?
Nein, Taktstöcke sind für mich kein Fetisch. Sie finden bei mir zu Hause ohnehin wenig, was mit Musik zu tun hat. Ich benutze grundsätzlich keine eigenen Partituren, sondern nehme die, die ich vor Ort bekomme. Sie müssen allerdings jungfräulich sein. Ich mache im ganzen Ring nicht eine einzige Einzeichnung. Ich verlange von mir, die Stücke so gut zu kennen, dass ich ein Fortissimo nicht umranden muss. Manche Kollegen krakeln in vergrößerte Partituren mit Buntstiften ganze Gemälde rein. Bei mir denken die Leute, die Partitur sei unbenutzt. Ist sie oft auch, weil ich die Stücke auswendig kann.

Der Franzose Jean-Baptiste Lully dirigierte mit dem Klopfen und Stampfen eines langen Stocks. Als er sich im Ausdrucksfuror den Stock in die Fußspitze rammte, starb er 1687 an Blutvergiftung. Haben Sie sich beim Dirigieren Wunden zugefügt?
Um Himmels willen! Bislang nicht. Aber ich habe mit angesehen, wie ein Dirigent sich den Taktstock in die Haut zwischen Daumen und Zeigefinger gestochen hat und der Stock auf der anderen Seite wieder rauskam. Blut auf dem Podium brauche ich nicht.

Was halten Sie vom Ausdruck »Dirigierstab«?
Bitte nicht! Ich mag schon das Wort Dirigent nicht. Das klingt wie Ministerialdirigent, schrecklich. Noch schrecklicher ist »unter dem Dirigat von«. Das klingt so widerlich wie eine Krankheit. Da man auch Autos in eine Parklücke dirigieren kann, bevorzuge ich die Berufsbezeichnung »Kapellmeister«. Viele denken bei diesem Wort an einen biederen Verkehrspolizisten, der mit der Kelle winkt, aber für mich steht Kapellmeister für Handwerklichkeit, Technik, Werkkenntnis, hohes Können und Hingabe.

Ist »Stabführer« das hässlichste Wort der deutschen Musikgeschichte?
Ja, grauenvoll. Kommt in meinem Wortschatz nicht vor. Wissen Sie, wer schuld am Stabführer ist? Sie! Dieses Synonym haben Journalisten erfunden, um nicht zum zehnten Mal »Dirigent« zu schreiben.

RICHARD WAGNER



Die 1876 gegründeten Bayreuther Festspiele sind ausschließlich der Aufführung von Wagner-Opern gewidmet.

FAMILIE WAGNER



Katharina Wagner, 41 (rechts), leitet die Festspiele seit 2016. Sie übernahm das Amt von ihrem 2010 verstorbenen Vater Wolfgang (links).

»DIE BESTE DIRIGENTENSCHULE IST TRISTAN BEI 35 GRAD«

- Christian Thielemann

RENÉE FLEMING

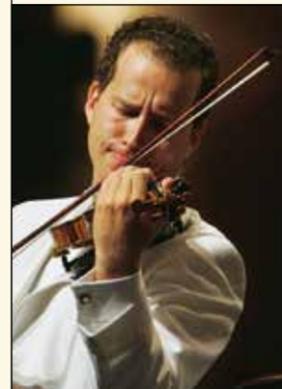
Die US-Sopranistin ist Thielemanns Lieblingssängerin. In der Verfilmung von *Der Herr der Ringe* singt sie das Stück *Twilight And Shadow*.



HERBERT VON KARAJAN

Der 1989 verstorbene Österreicher liebte schnelle Autos und wurde in seiner dritten Ehe Vater von zwei Töchtern. 1979 machte er Thielemann zu seinem Assistenten.

NIKOLAJ SZEPS-ZNAIDER



Der dänische Geigenvirtuose ist die verlässlichste Stütze, wenn Thielemann kurz vor einer Panikattacke steht.

SEMPEROPER



Seit sieben Jahren ist Thielemann Chefdirigent der 1548 gegründeten Sächsischen Staatskapelle Dresden. Sein Arbeitsplatz wurde 1878 fertiggestellt.

Der Komponist Arnold Schönberg litt unter Triskaidekaphobie, der Angst vor der Zahl 13. Als er merkte, dass er mit dem Titel *Moses und Aaron* auf 13 Buchstaben kam, strich er ein »a« und nannte seine Oper *Moses und Aron*. Sind Sie ähnlich abergläubisch?

Ich bin antiabergläubisch, habe aber Macken und Rituale. Ich lege die Konzertkleidung exakt eine halbe Stunde vor der Aufführung an, und zwar auf die Sekunde genau. Zur Kontrolle der Sekunden benutze ich mein Mobiltelefon. Meine Alltagskleidung falte ich pingeligst zusammen, immer in der gleichen Art. Ich trage auf dem Podium auch immer dieselben Manschettenknöpfe. Meine Mutter hat sie für meinen Vater gekauft, kurz bevor er starb. Er hat sie nur einmal getragen. Manchmal kann ich meine Macken nicht durchhalten. Beim diesjährigen Neujahrskonzert im Goldenen Saal des Musikvereins in Wien wurde mir der Cut von einem Ankleider angezogen. War auch gut so, denn ein Cut ist eine ganz schwierige Sache. Würde ich mir in einen Frack helfen lassen, würde ich mich als Invalide fühlen. Ich packe auch meinen Koffer und meine Tourkiste allein.

Schließen Sie bis zum Auftritt Ihre Garderobe ab, um nicht aus der Konzentration gerissen zu werden?

Nein, für kurze, aufmunternde Besuche von Kollegen bin ich durchaus zu haben. Zu meinen Ritualen in Bayreuth gehört, dass ich 20 Minuten vor der Aufführung zu den Sängern gehe. Acht Minuten vor Beginn gehe ich auf die Bühne und sage den Bühnenarbeitern Hallo. Fünf Minuten vor Beginn sage ich: »Ich gehe jetzt meinem Gewerbe nach« und beuge mich runter in den Graben. Das muss man sich wie Dominosteine vorstellen, die der Reihe nach umkippen. Der Countdown beginnt 60 Sekunden, bevor ich ans Pult gehe: Jetzt musst du dich zusammenehmen und keine Gedanken mehr zulassen! Klappt nicht immer. Ich habe es schon gehabt, dass ich kurz davor war, beim *Tristan*-Vorspiel einen Tatterich zu haben.

In Ihrem 2012 erschienenen Buch *Mein Leben mit Wagner* heißt es: »In den letzten Minuten vor einem Auftritt denke ich oft, jetzt würde ich am liebsten weglaufen oder tot umfallen. Tschüss, ich kann das nicht, ich bin leider gerade gestorben. Der Magen dreht sich um, der ganze Körper revoltiert.« Wächst die Angst mit dem Erfolg?

Die Angst ist, nicht zu wissen, wann die Angst zuschlägt. Sie ist ein ziemlich böses Tier, das einen aus dem Nichts anfällt. Bei einer wichtigen Aufführung wie dem Neujahrskonzert in Wien war ich entspannt, bei weniger wichtigen Aufführungen hämmerte eine Stimme in meinem Kopf: »Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will nicht!« Die Überfälle der Angst sind nicht beherrschbar, weil sie keiner Logik folgen und deshalb unmöglich zu antizipieren sind. Das einzige Gegenmittel hat der späte Beethoven in einem Kanon formuliert, den er nach der Genesung von einer schweren Krankheit an seinen behandelnden Arzt schickte: »Doktor sperrt das Tor dem Tod, Note hilft auch aus der Not.« Dass einen Noten aus Nöten befreien können, merke ich, wenn ich mit dem Geiger Nikolaj Szeps-Znaider arbeite. Er ist mein Bruder im Geiste, wir sind ein Fleisch und Blut. Ihn neben mir zu haben, beruhigt mich auf dem Podium. Das Gleiche gilt für die Sopranistin Renée Fleming. Wir haben verabredet, uns auf der Bühne fünf Sekunden lang in die Augen zu schauen – das ist lang – dann atmen wir gemeinsam durch und fangen an. Im selben Moment ist das Nervositätstier besiegt.

Die Sängerin Christa Ludwig nennt die Zusammenarbeit mit einem Dirigenten eine »erotisch-elektrische Angelegenheit«.

Ist so. Sonst wäre man nur halb so gut. Aber die Angelegenheit bleibt unerfüllt, weil es nicht zum Vollzug kommt. Eine Affäre, aber eben virtuell.

Ist Renée Fleming Ihre Nummer eins, wenn es um Eros und Elektrizität geht?

Ja, mit auf dem Treppchen stehen Anja Harteros und Anja Kampe.

Was macht Renée Fleming zu Ihrer Favoritin?

Wir sind instinktiv im Gleichklang, als wären wir aus einem Stück Holz geschnitzt. Es ist der simultane Herzschlag von zwei genetischen Doppelgängern, die ohne Worte an ihr Ziel kommen. Das heißt aber nicht, dass wir nach einer Vorstellung zusammen ausgehen. Im Gegenteil, wir siezen uns und bleiben auf Distanz, weil wir nichts kaputt machen möchten.

Gibt es Freundschaften mit Ihren Orchestermusikern?

Nein, ich unterhalte mich in meiner Freizeit ungern über Musik. Ich spreche überhaupt ungern über Musik. Don't talk about it, just do it. Mund halten und machen.

Warum klagt fast jeder Dirigent über höllische Rückenschmerzen?

Man muss eh einen Schuss haben, um in diesem Beruf zu arbeiten, aber das Stehen auf dem Podium ist eine Marter der Extraklasse. **Eine Verkäuferin steht ebenfalls stundenlang.**

Aber sie macht dabei die Arme nicht lang. Morgens unmöglich aus dem Bett aussteigen können, nicht ins Auto einsteigen können: Ist mir alles schon passiert. Beim Abtrocknen nach dem Duschen ist mir mal ein Schmerz durch den Rücken gefahren, dass ich mich auf den Boden legen musste und nicht mehr hochkam. Ein Arzt musste kommen und mir Spritzen geben. Dann liegen Sie auf dem Bett und sagen: »Gott, ist das schön ohne Schmerzen!« Nach diesem Interview behandelt mich eine Stunde lang ein toller Physiotherapeut. Wenn der mit mir fertig ist, schwebte ich ins Bett. Ich habe in jeder Stadt, in der ich arbeite, einen guten Physiotherapeuten. In Dresden ist es eine zarte Dame, die für das Ballett zuständig ist. Die drückt zu, dass Sie jaulen. Wo sie solche Kräfte hernimmt, weiß ich nicht.

Tragen Sie beim Dirigieren zum Frack Gesundheitsschuhe mit Einlagen, um Ihren Rücken zu schonen?

Nein, meine Dirigierschuhe sind 20 Jahre alte Budapester, die schon viermal neu besohlt wurden. Innen lasse ich das Lederfutter von Zeit zu Zeit erneuern. Die Schuhe sind so ausgelatscht wie bequem, sehen aber noch schneie aus. Meine Fräcke werden seit Langem von Sicking in München maßgeschneidert. Da weiß man, was man hat. Bei Opernaufführungen sitze ich auf einem dreibeinigen Barhocker, der 1996 in Berlin für meine Extremitäten angemessen wurde. Er ist mit mir nach Japan, Russland und Amerika gereist und wurde schon ein paar Mal neu gestrichen und bezogen. Er ist ein Talisman. Es würde mich dauern, wenn dem was passieren würde. Nur in Bayreuth ist er nicht dabei. Dort gibt es zwei Dirigentenstühle zur Auswahl. Ich nehme den mit Stoff auf der Sitzfläche. Beim anderen sitzt man auf Plastik, was ich ganz furchtbar finde, weil man festklebt.

Wann sind Sie mit Wagners Musikdramen erstmals in Berührung gekommen?

In meiner Kindheit hörte ich von meinen Eltern, ich sei zu jung für *Parsifal* und *Tristan*. Die Aura des Nicht-Kindgerechten stachelte meine Neugier an. Als ich die beiden Stücke mit 13, 14 hörte, erschütterten sie mich bis ins Mark. Als hätte ich bis dahin in einem Vakuum gelebt, das nun endlich gefüllt wurde.

Sie haben 179 Aufführungen in Bayreuth dirigiert. Das hat vor Ihnen keiner geschafft.

Nach mir kommt der Kollege Barenboim mit 161 Aufführungen. Peter Schneider liegt bei 150, Horst Stein bei 140. Dann kommt lange gar nichts, und dann irgendwann Levine. Der ist aber unter 100.

Wenn Richard Wagner in Bayreuth dirigierte, trug er Seidenunterhosen unterm Gewand. Sind Sie es ihm schuldig, es genauso zu halten?

Ich würde es gern tun, aber Seidenunterhosen sind so pflegeunleicht. In Bayreuth dirigieren, heißt, dafür bezahlt zu werden, in die Sauna zu gehen. Weil Sie so furchtbar schwitzen, haben Sie einen enormen Verschleiß an Wäsche. Ich wohne außerhalb der Stadt mit Familienanschluss. Es gibt eine Wäschetonne, und wenig später kriegt man seine Sachen gebügelt und wohlduftend wieder. Denen mit Seidenunterhosen zu kommen, wäre eine Zumutung.

Weil das 1875 fertiggestellte Festspielhaus aus Holz ist, darf es statt einer Klimaanlage nur eine sogenannte Zu- und Abluftanlage geben. Im Orchestergraben herrschen deshalb Temperaturen bis zu 38 Grad.

Im Graben sind 124 Musiker mit ihren Instrumenten auf 140 Quadratmetern zusammengepfercht. Jeder hat 1,1 Quadratmeter Platz. Im Orchester gilt deshalb als oberstes Gebot, dass körperhygienisch alles einwandfrei zu sein hat. Solo-Cello und Solo-Bratsche haben bei jedem Akt ein frisches Hemd an. Das ist kollegial, weil Gestank nicht geht. Ich glaube, im Sommer gibt es keinen Ort in Deutschland, wo so viele Waschmaschinen Tag und Nacht laufen wie in Bayreuth. In meiner Garderobe gibt es gottlob eine Klimaanlage, die Wolfgang Wagner einbauen ließ. Wenn ich in den Pausen reinkomme, lege ich meine Arme bis zu den Ellbogen kneippartig in das bereits eingelaufene Waschbecken mit kaltem Wasser. Dann wasche ich mein Gesicht, ziehe frische Sachen an und lege mich 30, 40 Minuten auf mein Kanapee, um wieder in die Gänge zu kommen. In dieser Zeit habe ich es sehr gern, wenn kein Besuch kommt. Wenn die Bundeskanzlerin kommt, ist das natürlich was anderes.

An heißen Tagen riecht die Luft im Festspielhaus nach Schweiß und schweren Parfüms. Waren Sie schon mal einer Ohnmacht nahe?

Ich lasse mir zwei Luftschläuche ans Pult legen, die mir sauerstoffreiche Luft aus dem Garten zupusten. Die Auffrischung durch Sauerstoff ist what matters.

Neben Ihrem Pult steht ein altmodisches Telefon, das nicht klingelt,

sondern einen Anruf mit dem Aufleuchten eines roten Lämpchens meldet. Was hat es damit auf sich?

Ein Dirigent in Bayreuth kann sich auf nichts so wenig verlassen wie auf seine Ohren. Wagner wollte, dass der Schall eine S-Kurve nimmt, vom Blech über das Holz zu den Streichern. Dann ergießt der Klang sich in den Saal und mischt sich dort mit dem Gesang. Das Orchester vernimmt von den Sängern allenfalls ein Piepsen oder fernes Rufen. Weil die Klangmischung nur im Zuschauerraum ideal ist, sitzt dort bei Proben ein Assistent und ruft den Dirigenten an, wenn das Tempo schleppt oder das Orchester zu laut spielt. Der Dirigent hält in der einen Hand das Grabentelefon und hört sich die Hinweise an, mit der anderen Hand dirigiert er weiter. Das ist gewöhnungsbedürftig wie Linksverkehr, aber das Ergebnis rechtfertigt die heiklen Umstände. Eine Sachertorte kann ich einfrieren und in Tokio verkaufen. Der Bayreuther Klang ist nicht exportfähig.

»DAS TRISTAN-VORSPIEL IST EIN LANGSAM ANSCHWELLENDER ORGASMUS«



Wenn du ihn hören willst, steig gefälligst in dein Auto und fahr in dieses verdammte Bayreuth. Nur wer in diesem Tempel gesessen hat, weiß, wie unvergleichlich schön das Wagner-Glück ist.

Christoph Schlingensief gab Bayreuth die Schuld an seinem Krebstod. In seinem Tagebuch schrieb er über die Parsifal-Proben: »Ich habe in meiner Fantasie ja schon immer ein bisschen mit der Todessehnsucht gespielt. Aber beim Parsifal war es eben kein Spiel mehr. Ich wollte die Inszenierung so gut machen, dass ich mich von dieser Musik genau auf den Trip habe schicken lassen, den Wagner haben will. Ich glaube inzwischen, dass es sich tatsächlich um Todesmusik handelt, um gefährliche Musik, die nicht das Leben, sondern das

Sterben feiert. Das ist Giftzeugs, was Wagner da verspritzt hat. Das ist Teufelsmusik. Das hat Christian Thielemann ja auch gesagt: »Den Tristan dirigiere ich nicht mehr. Da stirbt man ja bei.« Das ist auch so. Als ich die Ouvertüre vorgestern gehört habe, kam ich ja fast wieder in so einen Krampf. Da schlugen meine Arme rauf und runter, da schwebte ich hier im Raum, da wurde es hell, da sah ich Gesichter von Toten.« Die Dirigenten Joseph Keilberth und Felix Mottl sind im zweiten Akt von *Tristan* gestorben. Ich habe den *Tristan* zwölf Jahre lang nicht dirigiert, weil die Musik Saiten in mir zum Schwingen brachte, von deren Existenz ich nichts wusste und die drohten, mich um den Verstand zu bringen. Als ich Herzhrythmusstörungen bekam, habe ich gesagt: »Richard, rein in den Käfig! Ich gebe dir nicht diese Macht über mich.« *Tristan* ist transzendente Propofol-Musik, die einen ins Weltall befördert. Ich kann Michael Jack-

Wer gehört zu den unbekanntten Helden von Bayreuth?

Das Heer von fantastischen Assistenten, die ausländischen Sängern beibringen, dass »Tristan« im Deutschen nicht »Tristann« ausgesprochen wird. Oder dass es »der« heißt und nicht »derr«.

Sie gelten als der Wagner-Interpret der Gegenwart und sind zudem seit 2015 Musikdirektor der Bayreuther Festspiele. Haben Dirigenten, die auf dem Grünen Hügel debütieren, Angst vor Ihnen?

Es gibt nichts Dümmeres, als zu behaupten, ich behindere Kollegen. Ich dränge auch keinem Dirigenten meine Meinung auf, sondern äußere mich nur, wenn ein Kollege von mir was wissen will. Die Festspiel-Chefin Katharina Wagner sagt von sich aus auch nichts mehr. Eigentlich ist das todtraurig, denn Wolfgang Wagner war anders. Der saß in meinen Proben, rief mich im Orchestergraben an und sagte: »Zu langsam!« Daraufhin habe ich schneller dirigiert. Besser war noch, als er meinen Assistenten anrief und der mir bestellte: »Herr Wagner sagt, es ist zu laut.« Daraufhin habe ich abgebrochen und zum Orchester gesagt: »Meine Damen und Herren, Herr Wagner findet uns zu laut. Also bitte, wir spielen jetzt einfach leiser.« So war der. Würde ich das heute machen, würde man mich vors Arbeitsgericht zerren.

Was war Ihre größte Peinlichkeit in Bayreuth?

Als ich nach einer *Meistersinger*-Aufführung nackt aus der Dusche kam, stand Wolfgang Wagner im Frack vor mir und hielt mir einen Vortrag, was ich falsch gemacht hätte. Anfangs tat ich so, als wäre nichts, aber dann wagte ich doch zu fragen, ob ich mir vielleicht etwas anziehen dürfte. Wagner entgegnete barsch: »Nun glauben Sie mal nicht, Sie sind der erste nackte Mann, den ich in meinem Leben sehe!«

Nach 22 Jahren in Bayreuth: Würden Sie Richard Wagner treffen wollen?

Nein! Er war 1,66 Meter klein und jähzornig, hat stark gesächelt und neigte zum Schwadronieren über Zahngeschwüre und Klistiermethoden. Diese Desillusionierung erspare ich mir. Felix Mendelssohn Bartholdy ist jemand, den ich kennenlernen möchte. Er gehört zu den wenigen Komponisten, die eine positive Ausstrahlung verbreitet haben. Er war ein Glückskind, das von Zeitgenossen bestimmt gefragt wurde: »Felix, wie konnte dir der *Sommernachtstraum* einfallen?« Seine Antwort lautete wahrscheinlich: »Weiß ich auch nicht, ist mir halt einfach so rausgerutscht.« Er ahnte nicht, was für ein Irrsinn-

genie er war. Richard Strauss ist der Zweite, den ich treffen möchte. Er sagte nach Proben zu Musikern: »Und jetzt ein Bier und Skat im Hotel gegenüber.« Solche Leute mag ich. »Mehr Sein als Schein« ist ein Preußenspruch, der mir unglaublich sympathisch ist, auch wenn man ihn selbst oft bricht.

Wie viel Richard Wagner steckt noch in seiner Urenkelin Katharina Wagner?

Eine Menge, wenn ich mir ihren Mut und ungeheuren Durchsetzungswillen ansehe. Mit diesem Urweib kann man Pferde stehen. Wir sollten aber nicht vergessen, dass auch Franz Liszt bei ihren Genen mitgemixt hat. Dieses Paket passt zu Bayreuth wie Stecker und Steckdose. Als ich 1981 das erste Mal nach Bayreuth kam, war Kathi drei Jahre alt und spielte im Betriebsbüro in ihrem Laufstüchlein. Heute knallt es manchmal zwischen uns, aber sie ist eine Freundin, die ich unterstütze, wo ich kann, denn meiner Überzeugung nach muss ein Familienmitglied der Wagners die Festspiele leiten. Es wäre ein immenser Fehler der Markenführung, wenn ein Herr Thielemann das machen würde.

Wie verbringen Sie den Tag, wenn Sie abends Vorstellung haben?

Ausschlafen ist ein Muss. Dann lasse ich mir ein nahrhaftes Frühstück mit Trüffelschinken, Eier Benedict und einer anständigen Sauce béarnaise aufs Zimmer bringen, dazu einen großen Korb mit Brot. Das reicht mir bis zur Vorstellung. Dann setze ich mich ans geöffnete Fenster und lese intensiv *Süddeutsche*, *FAZ*, *Tagesspiegel*, *Berliner Zeitung* und manchmal die *Motte*, auch *Berliner Morgenpost* genannt. Auf diese Weise verbringe ich den ganzen Tag wie unter einer Käseglocke. Die Partitur nehme ich bewusst nicht ins Hotel mit.

Was machen Sie in den ersten Minuten nach der Aufführung?

In der Garderobe ist das Allererste, zum Wasserglas zu greifen und einen doppelten Whisky zu kippen. So hungrig, wie ich dann bin, kriegt man ein Wohlseingefühl und sieht die Welt rund. Anschließend heißt es zu duschen, frische Sachen anzuziehen und mit dem Auto von dannen zu fahren.

Sie fahren Porsche, wie Karajan.

Natürlich, einmal Porsche, immer Porsche. Ich kann nicht mehr ohne.

Wohin zieht es Sie in Bayreuth nach bis zu viereinhalb Stunden Wagner?

Ich gehe zu zweit essen, vorzugsweise mit jemandem, mit dem man nicht viel reden muss, vor allen Dingen nicht über die Aufführung, das kann ich überhaupt nicht vertragen. Oder ich fahre zu meiner Gastfamilie

nach Hause, wo man mir bereits ein Tartarbrötchen größerer Größe in den Kühlschrank gestellt hat. Ich nehme ein Riesenglas, mache mir mit gutem Frankenwein eine Schorle, sitze allein in der Küche und sage, ihr könnt mich alle gernhaben!

In Bayreuth wird im Sitzen dirigiert, weil der Orchestergraben nicht einsehbar ist. Merkt ein Durchschnittshörer, ob Sie im Sitzen oder Stehen dirigieren?

Niemand würde das raus hören können. Pierre Boulez hat in Bayreuth im Stehen dirigiert. Ich habe das total bewundert, aber nötig war es nicht.

Könnten Sie auch auf einer Hollywoodschaukel dirigieren?

Es muss eine Körperspannung da sein. Hinten anlehnen geht nicht. Ich drücke die meiste Zeit den Rücken durch, weil er sonst nicht mitmacht.

Reduzieren sich Ihre Gesten beim Dirigieren, wenn keine Zuschauer Augen auf Sie gerichtet sind?

Vergiftete Frage. In meinen Anfangsjahren in Bayreuth habe ich wegen der Hitze meine

Der von Ihnen verehrte Dirigent Hans Knappertsbusch begann Proben gern mit dem Satz: »Meine Herren, Sie kennen das Stück, ich kenne das Stück, auf Wiedersehen heute Abend.«

Knappertsbusch war eine Nummer für sich. Einmal kam er mit Verspätung in den Graben, setzte sich umständlich hin und schwieg. Oben stand die Sängerin Christa Ludwig und schaute ihn erwartungsvoll an. Nach einer gefühlten Ewigkeit stand Knappertsbusch auf und verabschiedete sich mit dem Satz: »Ich wollte nur mal sehen, ob mein Arsch noch in den Sessel passt.« Ein anderes Mal hatte das Orchester ihn gebeten, eine bestimmte Passage zu proben. Als sie in der Vorstellung trotzdem schiefging, sagte er vor Publikum zu den Musikern: »Das habt ihr nun von eurer Scheißprobiererei!« Ich habe in früheren Jahren zum Überprobieren geneigt, weil mir das Zutrauen zum Orchester fehlte. Wenn die Herrschaften anders spielten als von mir gedacht, habe ich meine Vorstellungen mit Hängen und Würgen durchgesetzt. Heute gehe ich mit dem Orchester auf eine gemein-

»»MAESTRO« KANN ICH NICHT LEIDEN«



Bewegungen reduzieren müssen und gemerkt, dass kleiner dirigieren nicht heißt, schlechter zu dirigieren.

Barmixern wird die Regel eingeblut: Shake the shaker, not yourself. Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn ein Kollege beim Dirigieren konvulsivisch zuckt, als würde er ein Starkstromkabel anfassen?

Dann denke ich, die beste Dirigentenschule ist, *Tristan* bei 35 Grad zu dirigieren. Sie lachen. Uns da unten im Graben ist dann nicht unbedingt zum Lachen zumute. Man sagt sich, du musst da jetzt durch! Was glauben Sie, wie schnell Sie da sehr zweckmäßig dirigieren. Manchmal muss ich an die Irrsinnsbewegungen zurückdenken, mit denen ich früher dirigiert habe, oder ich sehe junge, talentierte Kollegen, die schon bei *Don Giovanni* ausrasten. Da kann ich nur sagen: Bei 35 Grad ergeben sich die Sachen von ganz allein.

same Reise und lasse mir so viel möglich anbieten. Sehr gute Musiker zu entmündigen, provoziert Obstruktion.

Was versteht man unter einem »Abenddirigenten«?

Das sind erstaunliche Talente, die unfähig sind zu proben, aber trotzdem den *Lohengrin* geil dirigieren können. Wenn Sie denen sagen, heute hast du eine Probe, fangen die an, dumm rumzufummeln. Am Ende sagen die Musiker, hätte der bloß keine Probe gemacht, es ist schlechter geworden.

Wenn Sie sich mal von der Seite betrachten: Was sind Ihre Starallüren?

Ich finde, ich habe ein Anrecht auf ein wirklich tolles Hotelzimmer mit gutem Geruch. In Paris möchte ich ins »Plaza Athénée«, in Wien ins »Sacher«. Längere Strecken kann ich wegen meines Rückens nicht in der Holzklasse fliegen. Das schaffe ich einfach nicht. Beim Essen muss eine gute Hausmannskost her. Nur bei Wein bin ich sehr



“Comfort is coming home”



DESERT BOOT SAND SUEDE

ALEXANDER SKARSGÅRD

ACTOR
STOCKHOLM, SWEDEN

CLARKS.DE

Clarks and the Clarks logo are registered trade marks of C & J Clark International Limited

Clarks®

SHOEMAKERS SINCE 1825

kritisch. Irgendeinen im Barrique ausgebauten Mist trinke ich nicht. Irgendwann ist man dann halt versaut. Das können Sie als Allüre sehen.

Ihre Weinsammlung soll beneidenswert sein. Welchen Wein empfehlen Sie zu Wagners *Tristan und Isolde*, von Ihnen als »Intensitätsgerammle« bezeichnet?

Einen 49er Cheval Blanc aus der Magnum, einen 49er Château Latour oder einen 85er Grands Échezeaux von Romanée-Conti.

Kennen Sie einen guten Dirigentenwitz?

Ich kenne gar keine Dirigentenwitze.

Der Tenor Luciano Pavarotti, um die 150 Kilo schwer, wurde mal nach dem schönsten Kompliment gefragt, das er in seinem Leben bekommen habe. Er antwortete: »Ich war auf dem Fahrrad unterwegs und wurde von einem Auto angefahren. Die Dame am Steuer sagte: »Tut mir leid, ich habe Sie nicht gesehen.««

Ich gebe zu, das ist süß.

Sind große Dirigenten unfähig zu Selbstironie?

Würde ich von mir nicht behaupten, weil die Musik nicht mein ganzes Leben ist. Ich hätte auch Generaldirektor der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten werden können.

Wenn ich ehrlich bin, hatte meine Selbstironie mit 20 die Note sechs verdient. Inzwischen bin ich bei zwei minus angekommen.

Daniel Barenboim, Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper, wird vorgeworfen, er sei ein jähzorniger Egomane, der seine Musiker demütige, indem er sie mit »Pauke« oder »Fagott« anrede. Sie leiten mit der Sächsischen Staatskapelle Dresden ein Orchester mit 146 Musikern. Wie viele davon kennen Sie mit Namen?

Alle. Trotzdem sage ich manchmal: »Pauke, einen härteren Schlegel nehmen.« Dabei weiß ich, wie der Mensch heißt. Das ist natürlich despektierlich. Die Musiker grinsen dann alle.

Sergiu Celibidache, bis zu seinem Tod 1996 17 Jahre lang Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker, ließ sich von seinen Musikern mit »Maestro« anreden. Sagte einer »Herr Celibidache«, verließ er die Probephöhne. Sind Sie ein Kumpeldirigent, der sich mit »Hallo Christian« anreden lässt?

Nein, aber »Herr Thielemann« reicht. Das Wort »Maestro« kann ich überhaupt nicht leiden. So reden nur Friseure.

Barenboim klagt, es werde nie über die Macht des Orchesters und einzelner Musiker gesprochen. Er habe miterlebt, wie die Dirigentin Simone Young bei

einer *Tristan*-Probe in Bayreuth leichenblass zitterte und weinte. Der Grund: »Der erste Hornist hatte sie fertiggemacht!« Wollte Sie schon mal jemand fertigmachen?

Natürlich. Leute ziehen blöde Gesichter, lachen einen aus oder machen unverschämte Bemerkungen. Mit 30 habe ich mich deswegen gefetzt. Heute würde ich solche Leute ausbremsen und so tun, als hätte ich nichts gehört – wie ein Politiker, der auf eine Journalistenfrage antwortet.

Nach einem Streit mit den Münchner Philharmonikern interviewte Sie 2009 der Kritiker Joachim Kaiser. Auf seine Vorhaltung: »Das Orchester sagt mir, Sie hätten sich unmöglich benommen«, antworteten Sie: »Ich bin wohl hin und wieder mal laut geworden, aber nur als Reaktion auf das Verhalten bestimmter Musiker. Ich habe dann auch wirklich gesagt, wo Chef draufsteht, sei auch Chef drin. Das stimmt.«

Zehn Jahre später würde ich antworten, wenn Sie mit einer Berliner Schnauze beherrscht sind, überreißen Sie hin und wieder nicht, dass Ihre Schnauze außerhalb Berlins als noch schnauziger empfunden wird. Das müssen Sie unter regionale Besonderheiten abbuchen.

Das Urbild des zornigen Dirigenten war der 1,60 Meter kleine Italiener Arturo Toscanini. Er brüllte, stampfte mit den Füßen oder zerbrach seinen Taktstock, wenn er ein Legato falsch fand. Sind Sie ein Schreimensch?

Nein, ich habe in meinem Leben nicht mehr als fünf- oder sechsmal wirklich gebrüllt. Wer schreit, hat Unrecht. Das ist mir schon in der Schule aufgefallen. In der Musik schmeiße ich sehr gern Rotweingläser an weiß gekalkte Wände, im Leben bin ich schon lange kein Danebenbenemer mehr.

Als der junge Karl Marx 1843 Chefredakteur der *Rheinischen Zeitung* war, hing an seiner Bürotür die Warnung: »Ab hier ist Schluss mit der Demokratie!« Ist die Orchestermitbestimmung ein Aberwitz, weil Kunst und Mehrheitsentscheidungen wenig miteinander zu tun haben?

Dirigieren ist das Gegenteil von Demokratie. Den Kumpel-Maestro, der über seine Interpretation abstimmen lässt, gibt es nicht. Je besser das Orchester, desto größer ist das Bedürfnis der Musiker, gesagt zu bekommen, wo es langgeht. Das schönste Gefühl, das ein Orchester mir geben kann, ist: Mach einfach! Die Mitbestimmung kann ein Fluch sein,

aber ich finde es richtig, wenn ein Orchester seinen eigenen Chef wählt. Wo das nicht passiert, hat es zuhauf unglückliche Ehen gegeben. Ich stelle mich Wahlen gern, sie klären die Verhältnisse. Weil ich in Dresden mit überwältigender Mehrheit gewählt wurde, kann ich im besten Sinne ungeniert sein. Würden mir ein Dutzend Dirigentenmörder gegenüberstehen, würde ich mich inkapseln. Adenauer mag mit einer Stimme Mehrheit Kanzler geworden sein, aber vor einem ablehnenden Orchester zu stehen, wünsche ich meinem ärgsten Feind nicht.

Wann wünschen Sie Mitbestimmung zum Teufel?

Ein erfundenes Beispiel: Ich bin Chefdirigent, und mein Orchestervorstand sagt mir, man habe mit einem sehr geschätzten Gastdirigenten einen Brahms-Zyklus verabredet. Als Chef sage ich: »Entschuldigung, Brahms ist my cup of tea. Ihr könnt nicht hinter meinem Rücken einen Kollegen verpflichten.« Das würde nämlich bedeuten, ich bin nicht gut genug für Brahms. Dadurch fühle ich mich in meiner Ehre getroffen. Wenn ich Chef bin, gehören mir die großen Bs. Mit Bach, Brahms und Beethoven präge ich ein Orchester, und wenn die Musiker mich bei einem B nicht dabeihaben wollen, bin ich amputiert.

Der Programmsatz autokratischer Pultgötter stammt von Karajan: »Wenn einer singt, bestimmt er; wenn mehr als einer singt, bestimme ich.« Gibt es keinen anschaulicheren Ausdruck für despotische Macht und Repression als die Tätigkeit des Dirigenten?

Für das Auditorium mag es aussehen, als wären wir Feldherren, die mit imperialen Gesten über ihre Truppen gebieten und über Leichen gehen. Aber ein Taktstock ist kein Zepter, das Sie mit selbstherrlicher Rechthaberei schwingen. Ein Dirigent, der seine Musiker als Diener für die Umsetzung seiner Vorstellungen behandelt, hat es sehr schnell mit einem Kollektiv renitenter Verweigerer zu tun. Ich lebe durch mein Orchester, das Orchester lebt durch mich. Man drückt sich gegenseitig Stempel auf und wird einander immer ähnlicher, wie bei einer Osmose. Ich bin mächtig und ohnmächtig zugleich, für das Orchester gilt dasselbe.

Der Vater von Richard Strauss, ein bei Dirigenten gefürchteter Hornist, schrieb: »Wenn ein neuer Mann vor das Orchester tritt, wissen wir aufgrund der Art und Weise, wie er das Podium besteigt und die Partitur aufschlägt, noch ehe er den Stab ergriffen hat, ob er der

GERARD BUTLER'S
CHOICE

OLYMP
SIGNATURE

Herr ist oder wir.« Was kann ein Neuling in den ersten Minuten vermessen?

Sie kommen zu selbstsicher rein, weil Sie im Innern unsicher sind. Sie sind nur einer, die anderen sind 150, haben Verträge auf Lebenszeit mit Pensionsanspruch und starren Sie an. Die Blicke sagen: »Wir sind eine eingeschworene Gemeinschaft und wissen noch nicht, ob wir dich vom Kuchen naschen lassen.« Einige von denen sind dann auch noch berühmter als Sie. In so einer hochseilartistikartigen Situation eine natürliche Sicherheit zu haben, ist undenkbar. Die 13-jährige Anne-Sophie spielte das G-Dur-Konzert von Mozart so unschuldig, dass man dachte, das kann gar nicht wahr sein. Sie überlegte nicht, was sie tat, sondern spielte

Im Wintersemester 2016/2017 lag die Quote von Frauen, die Dirigieren als erstes, zweites oder drittes Studienfach belegt hatten, bei 42 Prozent. Welchen Grund hat es, dass von den rund 150 Berufsorchester in Deutschland gerade mal drei von Frauen geleitet werden?

Dafür habe ich keine Erklärung. Vielleicht sind Frauen zu schlau, um sich einen Beruf aufzuhalsen, in dem das eigene Leben eine nachrangige Angelegenheit ist. **Wie hoch ist der Anteil von Frauen in Ihrem Orchester in Dresden?** Aus dem Kopf gesagt, kommen auf 120 Männer 40 Frauen. Der Prozentsatz von Frauen ist seit 2012 leicht steigend.

»AUTHENTIZITÄT IST DIE SCHLIMMSTE POSE«

nur. Diese Unschuld geht Ihnen irgendwann flöten. Dann stehen Sie vor einem Orchester, und Ihre ängstliche Körpersprache verrät erfahrenen Augen: Aha, alles Gehabe! Die Ruhe weg haben Sie erst, wenn Sie ein älterer Sack sind. Ich mache mir überhaupt keine Gedanken mehr. Ich komme einfach hin.

Kirill Petrenko erzählte, er habe seine Antrittsrede bei den Berliner Philharmonikern geübt wie ein Schauspieler.

Das ist nett. Vielleicht war es ein Fehler von mir, solche Situationen nicht vor dem Spiegel einzustudieren. Sie sind ja nie natürlich. Authentizität ist die schlimmste Pose.

Die Italienerin Francesca Caccini war die erste Frau, die eine Oper komponierte. Die Uraufführung von *La liberazione di Ruggiero dall'isola d'Alcina* war 1625 in Florenz. Seither sind Frauen als Komponistinnen oder Dirigentinnen von Opern nur selten in Erscheinung getreten. Wie erklären Sie das?

Mit Konvention, so wie es lange ungewohnt war, einen Mann an der Harfe zu sehen oder eine Frau, die eine Tuba bläst. Allerdings weiß ich nicht, wer Frauen daran hindern könnte, Opern zu komponieren. Dass sie es nicht tun, kann ich nur mit Bedauern konstataren. Ich würde mal sagen, Frauen ran!

Ist der Dirigentenberuf eines der letzten Paradiese des Patriarchats?

Wenn dem so ist, naht zumindest in Bayreuth die Götterdämmerung, denn 2021 soll erstmals eine Frau auf dem Grünen Hügel dirigieren.

Name?

Den jetzt schon zu verraten, würde gegen den Kodex verstoßen.

Acht Sängern und eine Tänzerin werfen Plácido Domingo sexuelle Belästigung vor. Grobe Schätzung: Wie viele Dirigenten gehören wegen sexueller Nötigung von Musikern oder Musikerinnen ins Gefängnis?

Nicht wenige, wenn die Geschichten stimmen, die erzählt werden. Ich kann Ihnen aber garantieren, dass es bei mir nie eine Besetzungscouch gegeben hat. Ich habe auch noch auf keiner gelegen.

Was richtet die zunehmende Lärmverseuchung der Welt in einem Kopf an, der aufs Hören geeicht ist?

Raserei. Das absolute Gehör zu haben, ist ein Fluch. Laubbläser und Rasenmäher ertrage ich ebenso wenig wie dieses nervige Walzergedudel auf Flügen der Austrian Airlines.

Wilhelm Furtwänglers Gehör ließ in seinen letzten Jahren so stark nach, dass in sein Dirigentenpodium Lautsprecher

eingebaut werden mussten. Ist Taubheit Ihre größte Angst?

Ja, aber bei meinem letzten Hörtest kam raus, dass ich besser höre als ein junger Mensch. Das soll bitte bis zu meinem Tod so bleiben.

Können Sie vom Dirigieren lassen, wenn bei Ihnen zu Hause Klassik läuft?

Ja.

Was hören Sie außer Klassik aus freiem Willen?

Im Auto höre ich Herrschaften wie Coldplay, Bad Religion, Black Sabbath und Freddie Mercury. Jazz mit gezupftem Bass hat für mich etwas unglaublich Beruhigendes. Eine Entdeckung ist André Previn als Jazzpianist. Ich bin jedes Mal platt, wie toll der spielt. **Spielen Sie gelegentlich Luftgitarre?** Nein.

Sie wurden in einem Interview mal gefragt, ob die Liebe Sie je erschüttert habe. Ihre Antwort war zwei Buchstaben lang: »Nö.«

Das war eine Notlüge. Allerdings gebe ich zu, dass ich privat Angst vor großen Gefühlen habe. Ich leite sie lieber in die Musik ab. Ich lese im Revolverblatt *Bild* von Familientragödien, wo einer im Affekt alle mit dem Messer absticht und sich dann aus dem Fenster stürzt. Soll ich Ihnen was sagen? Ich kann das total nachvollziehen! Deshalb denke ich, lass uns das besser in der Oper machen, denn da verbeugen sich die Toten am Ende.

Geht tiefes musikalisches Empfinden mit großer Liebesfähigkeit zu Menschen zusammen oder ist sie deren Kompensation?

Die Gefühle, die ich in der *Götterdämmerung* oder beim *Tristan* brauche und verbrauche, kann ich Menschen nicht geben. Sie spüren mit all Ihren Gefühlen dieser Ortrud nach, und wenn Sie nach Hause kommen, merken Sie, Sie sind fast blank. Da läuft nicht mehr viel. Für Dramatik gilt das Gleiche. Die Aufwallungen, die ich beim Dirigieren erlebe, möchte ich nicht noch zu Hause erleben. Für ein wild bewegtes Leben à la Elizabeth Taylor und Richard Burton reicht es nicht. Man neigt als Künstler dazu, sein ganzes Leben lang im eigenen Saft zu kochen und immer feinere Sensorien zu entwickeln. Ich bin kein Menschenkenner, aber mein kleiner Finger spürt, wenn Sie lügen.

Wie gehen Sie mit Avancen von Groupies um?

Ich habe es derzeit mit sieben Personen weiblichen Geschlechts zu tun, die mit verschiedenen Mitteln versuchen, meiner hab-

haft zu werden. Die einen schicken liebevoll verzierte Päckchen, die anderen blutrünstige Drohbriefe. Es gibt auch Frauen, die schreiben: »Wenn du mir keine Gesangsstunde gibst, bringe ich mich um!« Oder nette ältere Damen, die mich im Schwimmbad abpassen und neben mir herpaddeln. Das können Sie aber sehr schnell lösen, indem Sie nackt in die Sauna gehen. Da kommen die genannten Damen nicht hinterher.

Was ist in den Päckchen?

Keine Ahnung. Ich mache sie nicht auf, weil ich Angst habe, wie Herr Zilk durch eine Paketbombe eine Hand einzubüßen.

Stimmt es, dass Sie in Ihrer Villa am Ufer des Griebnitzsees in Potsdam-Babelsberg die Putzfrau beim Putzen beaufsichtigen?

Ja, und wenn sie die Teppiche hochklappt, kämme ich hinterher mit einem Frisierkamm penibel die Fransen gerade. Ich habe ein Problem mit Handwerkern, weil schon ihr erster Schritt sie magisch auf meine Fransen führt. Warum schaffen es 98,5 Prozent aller Handwerker nicht, meine Fransen nicht zu versauen? Sie lachen schon wieder, aber ich finde das furchtbar. Meine Theorie ist,

wenn ich mich um mein Haus kümmere, empfängt es mich gnädig. Ich weiß, es ist idiotisch, aber wenn ich aus dem Haus gehe, sage ich manchmal: »Tschüss Haus, bleib gesund.« Ein Psychologe würde sagen, ich sei nah an einer Zwangsstörung, weil ich nichts mehr hasse als Unordnung. Wenn in einem Hotelzimmer die Bilder schief hängen, rücke ich sie gerade, weil ich sonst wahnsinnig werden würde. Äußere Ordnung hilft gegen ein bewegtes Innenleben. Aufräumen beruhigt mich auch. Einen Stuhl geradzurücken, hilft mir, ins Gleichgewicht zu kommen. Ich buche in meinen Ferien auch immer dasselbe Hotelzimmer auf Sylt, weil mir das Sicherheit gibt. In meinem Auto wische ich jedes Staubkorn sofort weg. Ob das Auto von außen dreckig ist, ist mir egal. Was mein Auto angeht, bin ich außen pfui und innen hui.

Karajan soll sich bis zu 120 Mal am Tag die Hände gewaschen haben. Sie auch?

Ich habe keinen Waschwang, aber ich wasche mir gern die Hände. Wenn ich weiß, ich muss gleich jemandem die Hand geben, wasche ich mir vorher die Hände. Verschwitzte Hände finde ich unappetitlich.

Hält es jemand aus, mit Ihnen zusammenzuleben?

Das macht Leuten manchmal etwas Mühe – um es mit großer Untertreibung zu sagen. Da gibt es dann schon Friktionen. Man muss mich halt lassen. Das ist der Preis, den man bei mir zahlt.

Feuilletonisten sind es gewohnt, im Leben von Künstlern nach Traumata und seelischen Verletzungen zu fahnden, die ihre Kunst erklären. Bei Ihnen sucht man vergebens.

Jetzt sind Sie enttäuscht, oder? Tut mir leid, aber mit so was kann ich beim besten Willen nicht dienen. Wenn ich nicht gerade dirigiere, bin ich stinklangweilig.



SVEN MICHAELSEN

übernachtete in einer Pension außerhalb von Bayreuth. Vor seinem Fenster parkte der Porsche von Christian Thielemann. Beim gemeinsamen Frühstück fragte Michaelson, ob Thielemann es stilicher finde, dass sein Nummernschild seine Initialen enthält. Antwort: »Ich wollte ein Nummernschild mit Wagners Lebensdaten haben: B-RW 1813 oder B-RW 1885. Gab es aber nicht mehr.«

Fotos (S. 77, 81, 82, 84): Matthias Creutziger; Seite 74 und 75 © Bayreuther Festspiele/Enrico Nawrath

SPIELT MIT LEIB UND SEELE

Frederick Lau + AIRY



Teufel

KOSMOS

Männersache

Den Dreh raus haben:
»Barzubehör-Set« bestehend
aus Korkenzieher, Mini-
Taschenmesser und
Lederetui. clos19.com



Den »Mono Umbrella« gibt
es in Hellblau, Hellgrau und
Warmgelb. hay.dk



Wie im Flug: Pilotenuhr
»The Longest Flight«
aus der Edition Spitfire
mit Zeitzone- und
Datumsanzeige. iwc.com

»Reif ist, wer auf sich selbst nicht
mehr hereinfällt«

HEIMITO VON DODERER, österreichischer
Schriftsteller



Bietet Meer: Die Rezeptur dieses italienischen
Antischuppenshampoos mit Algenextrakt ist
unverändert seit 1924. anticabarbierecollashop.com



Freistil-Ring: Armreif »5mm
Brushed Cuff« aus vergoldetem
Silber. alexorso.com



In seinen naïv-poppigen Ölgemälden schaut
der britische Künstler Alan Fears oft wie ein Außer-
irdischer auf das bunte Treiben der Menschen.
Zu erwerben unter: artsy.net



Farbtupfer:
Manschettenknöpfe aus
eingefärbtem Perlmutter.
samuelgassmann.com

Weißer Weste: Gefütterte
Bomberjacke aus
Baumwoll-Breitcord.
kingandtuckfield.com



Anschnallpflicht: Leder-Stiefelette
»Bletsoc« mit verstellbarem
Riemen. church-footwear.com

Mitarbeit: Julia Christian



Unter Dach
und Fach:
Der Sekretär
»Secretello«
von Michele
De Lucchi
vereint
Schreib-
tisch und
Vitrine.
unifor.it



IAA FRANKFURT
STAND AG. 0 FA52
10. - 22. SEPTEMBER 2019

...the ultimate cabrio jacket



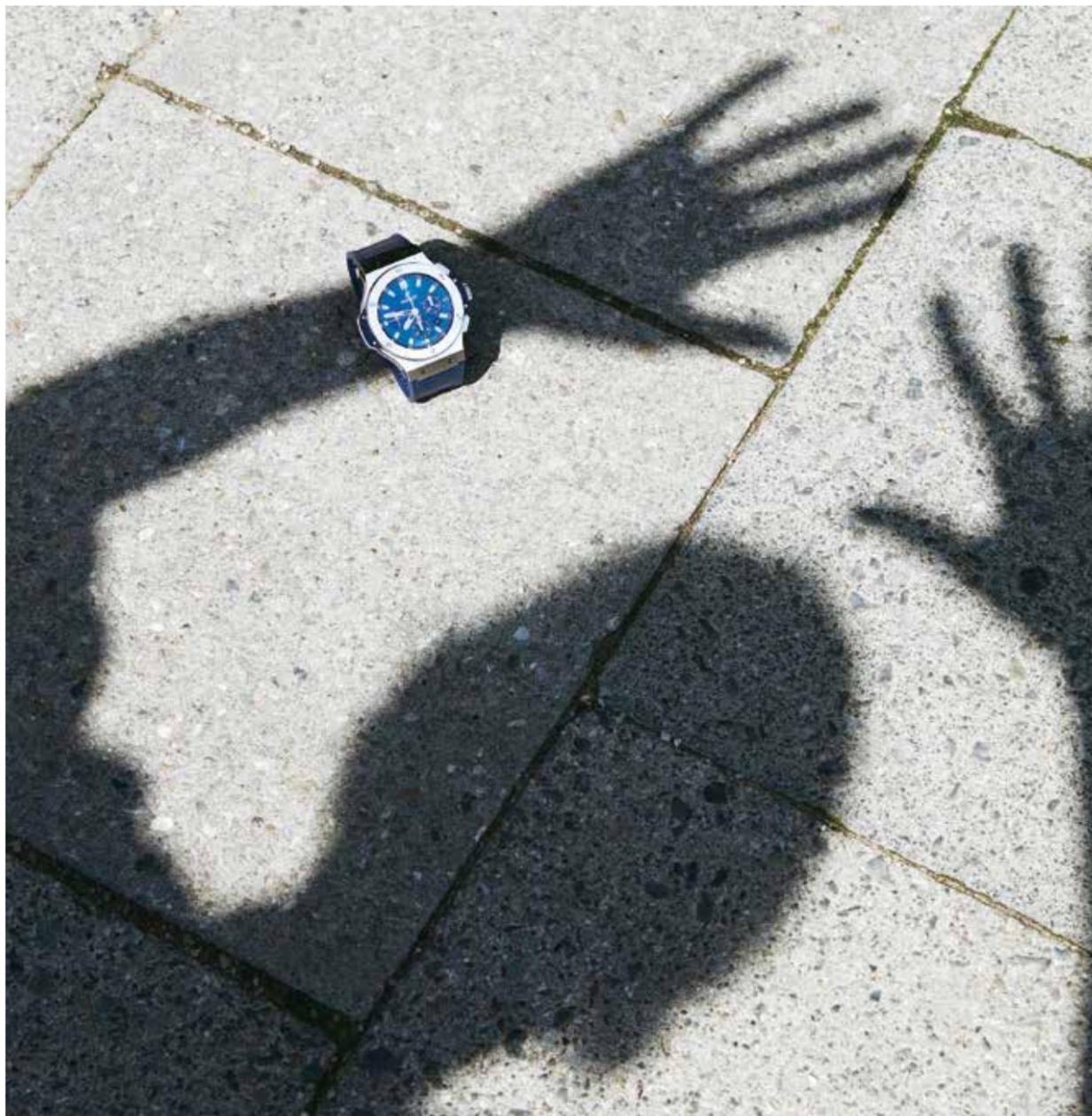
HEINZ BAUER
MANUFAKT

KOSMOS

Herbstzeitlose

Wer es gewohnt ist, morgens eine Armbanduhr anzulegen, kennt auch jene seltsamen Tage im Jahr, an denen man es versehentlich nicht tut. Das geschieht meistens, weil man sich am Vorabend an unüblichen Plätzen der Uhr entledigt, sie zum Beispiel gedankenverloren in die Besteckschublade oder in den Sicherungskasten gelegt hat. Am nächsten Tag kommt einem der eigene Arm irgendwann fremd vor. Es dauert eine Weile, bis man merkt, warum – die Uhr fehlt! Nach dieser Erkenntnis treten für gewöhnlich zwei Sym-

ptome auf. Zunächst eine Art Schattenschmerz, der sich anfühlt, als wäre dort eben doch die Uhr. Man möchte sie reflexhaft schütteln, ausziehen und vor allem manisch oft darauf schauen, viel öfter jedenfalls als sonst. Zum anderen sind das leider immer genau die Tage, an denen man in Arzttermine, kritische Ladenschlusszeiten und Tauchgänge jenseits der 50 Meter Tiefe involviert ist. Also ausnahmsweise dringend eine Armbanduhr bräuchte. Aber, ach: Hab keine Zeit! Da stimmt's dann wirklich mal. MAX SCHARNIGG



Tipps für unvergessliche Herbsttage in Kärnten

Wer glaubt, dass sich Kärnten nach einem traumhaft schönen Sommer Richtung Winterschlaf verabschiedet, der irrt sich gewaltig. Auch im Herbst zeigt sich Österreichs südlichstes Bundesland aktiv, abwechslungsreich und in bunten Farben.

Mit mildem Klima und als genussvolle Verlängerung des Spätsommers. Wer möchte, kann sogar noch in den warmen Kärntner Seen plantschen. Genau der richtige Rahmen für ein verlängertes Wochenende oder für Herbstferien. Mit Freunden, Familie und zu zweit. Schon was vor? Hier ein paar Anregungen.

Wandern in allen Höhenlagen

Die unverfälschte Naturlandschaft Kärntens erstrahlt im Herbst in einem besonders warmen Licht und lädt bei angenehmen milden Temperaturen zu aktiven Unternehmungen ein. Vom Nationalpark Hohe Tauern über die sanften Nockberge bis hin zu den Slow Trails rund um die Kärntner Seen.

Viele Wandergebiete lassen sich zudem bequem mit einer Bergbahn erreichen. Geführte Tages- bzw. Halbtagestouren

werden im Rahmen der „Magischen Momente“ angeboten, z. B. Sonnenaufgangswanderung am Falkert oder ein Tag in der Wildnis in den Nockbergen.

Radeln entlang der Flüsse, Seen und über Grenzen

Den frischen Fahrtwind spüren und mit der Herbstsonne um die Wette strahlen – so fühlen sich Radtouren im Kärntner Herbst an. Egal ob mit Mountainbike, Rennrad oder energiegeladen mittels E-Bike. Zu den besonders beliebten Routen zählen der Drauradweg, der in sechs gemütlichen Tagesetappen Kärnten von West nach Ost durchquert.

Info: www.drauradweg.com

Was zusätzlich für eine Radtour in Kärnten spricht: das kärntenweite Radverleihsystem „Kärnten rent E-Bike“ mit rund 50 Verleihstationen. Eine neue Radtour in Österreichs südlichem Bundesland ist die „Große Kärnten Seen-Schleife“. Die 340 Kilometer lange Runde gleicht einer liegenden Acht und führt abwechselnd an zehn Seen und entlang den Flussufern von Gail und Drau zu idyllischen Aussichtsplätzen.

Entspannen und die Hektik des Alltags hinter sich lassen, ...

... kann man im 1. Kärnten Badehaus in Millstatt sowie im Werzer's Badehaus am Wörthersee. Direkt am Seeufer gelegen, genießen Gäste einen freien, unverbauten Blick auf die herbstlichen Seen. Als Paradies für Familien gilt die Kärnten Therme in Warmbad Villach.

Kulinarische Herbstzeit

Die Kärntner Küche genießt bei Einheimischen und Reisenden einen hohen Stellenwert. Im Mittelpunkt stehen regionale und saisonale Gerichte, die von ambitionierten Köchen – auch von internationalem Format – in Szene gesetzt werden. Hier einige ausgewählte Beispiele: Herbstliches Tafeln unter freiem Himmel am Millstätter See (bis 11. Oktober), Kulinarische Nächte in Bad Kleinkirchheim (20. September bis 12. Oktober), Tage der Alpen-Adria-Küche in Klagenfurt (20. bis 29. September) und Küchenkult in der Region Villach (3. bis 6. Oktober).



CHRISTIAN JÜRGENS kocht im Restaurant »Überfahrt« in Rottach-Egern am Tegernsee und schreibt neben Maria Luisa Scolastra, Elisabeth Grabmer und Tohru Nakamura für unser Kochquartett.

KOCHQUARTETT Kalbfleisch-»Vögerl«

Für 4 Personen

2 Knoblauchzehen (geschält, ohne Keim, fein geschnitten), **4** Schalotten (geschält, fein geschnitten), **500 g** Möhren (geschält, in 5 mm dicke Scheiben geschnitten), **300 g** kleine Rote-Bete-Knollen (geschält, in 2 cm dicke Schiffechen geschnitten), **2** Petersilienwurzeln (geschält, in 5 mm dicke Scheiben geschnitten), **2** rote Zwiebeln (geschält, in 2 cm breite Spalten geschnitten), **ca. 9 EL** Olivenöl, Salz, Pfeffer aus der Mühle, **100 ml** Weißwein, **1** frisches Lorbeerblatt, **250 ml** Gemüsebrühe, **1** Zweig Rosmarin, **200 g** Blauschimmelkäse Fourme d'Ambert (ohne Rinde, grob gewürfelt), **6-8** dünne Kalbsschnitzel aus der Oberschale, **4 EL** Zitronensaft, frische Kräuter zum Garnieren, Polenta oder Kartoffelpüree nach Belieben

Zubereitungszeit: etwa 70 Minuten

Den Backofen auf 180 Grad Umluft vorheizen. Sämtliches Gemüse in einer großen, fetteten ofenfesten Form verteilen, salzen und pfeffern. Gemüse kurz anbraten lassen, mit Weißwein ablöschen und das Lorbeerblatt hinzufügen. Anschließend mit der Gemüsebrühe aufgießen und das Ganze zugedeckt im Ofen 20 Minuten schmoren lassen, dabei ab und zu umrühren.

Inzwischen Rosmarinnadeln abzupfen, fein hacken und mit dem Käse mischen. Schnitzel möglichst flach klopfen. Den Käse-Mix auf dem Fleisch verteilen, dabei an den Seiten jeweils einen kleinen Rand frei lassen. Die Seiten leicht über die Füllung klappen und das Fleisch einrollen. Die sogenannten Kalbsvögerl eventuell mit Holzspießchen fixieren. In einer Pfanne 2 EL Öl erhitzen, die Vögerl darin kurz scharf anbraten.

Wenn das Gemüse im Ofen weich gedünstet ist, die angebratenen Vögerl auf das Gemüse legen, mit dem Bratensatz aus der Pfanne begießen. Rouladen ca. 10 Minuten mitschmoren lassen. Alles mit Zitronensaft, Olivenöl, Salz und Pfeffer abschmecken. Kalbsvögerl nach Belieben mit frischen Kräutern garnieren und in der noch heißen Form auf die Tafel stellen. Dazu passt eine flüssige Polenta oder ein Kartoffelpüree.



»Der Herbst ist traditionell die Zeit für Geschmortes, zum Beispiel Kalbsrouladen. Das geschmorte Gemüse in diesem Rezept, in Kombination mit den noch leicht rosa, mit Blauschimmelkäse gefüllten Kalbsvögerln, ist jedoch alles andere als ein traditionelles Schmorgericht.«

Nächste Woche: Stampot von TOHRU NAKAMURA.



Coca-Cola GmbH, Straßlauer Allee 4, 10245 Berlin

OPEN AIR
Abends auf der Praterinsel in München



VIELFALT
Eine Auswahl der originalen Gerichte



LERNEN
Haruhiko Saeli zeigt, wie man original Miso-Ramen isst



GENUSS
Brian Bojsen (links) mit seinem Gericht: original Surf & Turf

ORIGINALE AUF TOUR

WAHRER GENUSS

Beim „The Original Way — Coke Food Festival“ erlebten die Besucher in drei Städten authentisches Essen von Spitzenköchen, die das Original schätzen

München, Köln, Berlin. Das waren die Veranstaltungsorte des „The Original Way — Coke Food Festivals“ 2019. An drei aufeinanderfolgenden Wochenenden konnten Besucher hier original zubereitete Gerichte aus aller Welt genießen: von Japan über Indien bis Peru. An den Ständen gab es Sushi und Sashimi in exzellenter Qualität, Burger, Dosas, Surf & Turf, Miso-Ramen, Ceviche und mehr. Trotz ihrer kulinarischen Bandbreite hatten die Gerichte eines gemeinsam: Sie alle sind ein Original – und als solches wurden sie auch serviert. Viele der mitgereisten Küchenchefs und ihre kulinarischen Originale wurden in den vergangenen Monaten in der Webserie „The Original Way“ porträtiert. Aber auch lokale Restaurants aus den jeweiligen Städten waren dabei: In München konnten Besucher bei „LeDu Happy Dumplings“ chinesische Teigtaschen probieren, der Kölner Burgerladen „Die Fette Kuh“ ließ in der Rheinmetropole die Herzen höher schlagen und das „Schneeweiß“ servierte in Berlin österreichische Klassiker.

Foto: Reinhard Hunger; Styling: Katharina Floder; Porträt: Frank Bauer

Die Köche bereiteten ihre Gerichte aber nicht nur vor den Augen der Gäste zu. Die Besucher des „The Original Way – Coke Food Festivals“ konnten in kleinen Workshops mit ihnen zusätzlich in neue kulinarische Welten eintauchen und vieles über echte Originale und deren Zubereitung lernen. Yoko Higashi vom „Yoshi“ im Alsterhaus bewies den Workshop-Teilnehmern unter anderem, dass es bei der Zubereitung von Sushi-Reis auch um harmonische Bewegungen geht. Brian Bojsen, Küchenchef von „Brian's Steak & Lobster“ zeigte, wie ergiebig die Natur vor der eigenen Haustür ist: Der Däne kochte stets mit Zutaten, die er – abgesehen von Fleisch und Hummer – am Tag zuvor in Wäldern und auf Wiesen der Region gesammelt hatte. Nach dem „The Original Way – Coke Food Festival“ waren die Besucher so nicht nur schlauer und glücklich satt, sondern hatten den Beweis: Nichts ist besser als das Original.

Online Originale erleben

In der Webserie „The Original Way“ porträtiert Coca-Cola einzigartige Restaurants in Deutschland, die Klassiker original servieren. Die Filme gibt es unter youtube.com/originalway.



AUS INDIEN
Lust auf eine kulinarische Reise nach Südindien? Aparna Aurora bereitet landestypisches Streetfood, sogenannte Dosas, zu



BEEF, BITTE!
Zusammen mit Martin Block servierte Walter Schnerring (oben) von „Die Fette Kuh“ aus Köln original Burger mit Fleisch aus der Region



Tomatensaft

Für die einen nur so was wie kalte Spaghettisauce, für die anderen eine sehr ernste Angelegenheit: der kostenfreie Gemüsesaft über den Wolken



Immer wieder interessant zu sehen, wann bei Menschen das Fass überläuft. An welchem Punkt für Einzelne von uns etwas so unerträglich wird, dass wir dagegen Sturm laufen. So wie gegen die Fluglinie United Airlines. Die strich im vergangenen Jahr den Tomatensaft aus ihrem Sortiment und schenkte auf Flügen stattdessen ein Getränk namens »Mr & Mrs T Bloody Mary Mix« aus. Als sich das unter den Fluggästen herumsprach, gab es eine derartig gewaltige Protestwelle, dass United Airlines schließlich einknickte und Mitarbeiter twitterten: »Wir haben verstanden: Der Tomatensaft bleibt.«

Seither frage ich mich, wofür da eigentlich gekämpft wurde. Am Getränk selbst kann es kaum liegen: Tomatensaft sieht aus wie Kunstblut und schmeckt wie kalte Spaghettisauce. Forscher des Fraunhofer-Instituts haben jedoch herausgefunden, dass sich das Geschmacksempfinden ändert, wenn sich Luftfeuchtigkeit und Druckverhältnisse ändern. Deshalb werde Tomatensaft in einem Flugzeug nicht mehr als »erdig« und »muffig« empfunden, sondern als »fruchtig«, »süß« und »kühlend«. Tomatensaft ist also ein Getränk, das

man nur an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Situation richtig genießen kann. Und wer einmal gelernt hat, einen Genuss mit einer Situation zu koppeln, verlangt irgendwann automatisch danach. Klassische Konditionierung.

Allerdings hat die Fluggesellschaft Austrian Airlines bei einer Befragung von mehreren Tausend Passagieren herausgefunden, dass gar nicht so viele Fluggäste Tomatensaft wollen, nur eine knappe Mehrheit von 51 Prozent. Bei der Lufthansa erfahre ich, dass im Jahr 2018 zwar 1,6 Millionen Liter Tomatensaft ausgeschrieben wurden, Fruchtsäfte mit 6,5 Millionen Litern aber deutlich beliebter waren. Und auch United Airlines strich den Saft zunächst aufgrund der mangelnden Nachfrage. Sie hätten die Dosen gezählt, sagte die Digital-Chefin der Fluggesellschaft – nur »eine lächerlich geringe Zahl« der Fluggäste trinke überhaupt Tomatensaft. Allerdings seien die Tomatensaft-Trinker »extrem laut und sehr, sehr gut auf Social Media«.

Tomatensaft scheint so etwas wie der Trank der Wutbürger zu sein. Ein Symbol dafür, wie man sich Gehör verschafft, auch wenn man rein numerisch gar keine mächtige Mehrheit bildet, sondern allein dadurch, dass man seine Unzufriedenheit herausschreit. Je lauter die Forderung, desto größer die Chance, wahrgenommen zu werden.

Die Tomatensaft-Bewegung hat bereits einen weiteren Erfolg erzielt. Die Fluglinie Swiss beschloss vor einem Jahr, den Gemüsesaft nicht mehr nur an Business-Class-Passagiere auszuschenken, sondern auch in der Economy Class. Ein Angebot, das bis heute »sehr geschätzt« werde, wie man bei Swiss berichtet. Nun dachte ich immer, Protestbewegungen seien dazu da, Dinge zu verlangen, die utopisch oder zumindest unerreichbar scheinen. Viel naheliegender wäre es doch, für Champagner in der Holzklasse zu kämpfen statt für Tomatensaft. Aber vielleicht zeigt sich am Tomatensaft einfach nur, worum es am Ende so vielen von uns geht: Dass man bekommt, wovon man glaubt, dass es einem zusteht. Und dass auch mal »die Sorgen der Menschen« ernst genommen werden, wie es immer so schön heißt. Und wenn es nur durch eine kleine Nachfrage ist: »Salz und Pfeffer dazu?«



VERENA MAYER

schreibt hier im Wechsel mit Simone Buchholz, Tobias Haberl und Lara Fritzsche über Getränke, die es verdient haben.

Foto: Maurizio Di Iorio

STÄDEL
MUSEUM

VOM 23.10.2019 BIS 16.02.2020
**MAKING
VAN GOGH**
GESCHICHTE EINER
DEUTSCHEN
LIEBE

FINDINGVANGOGH.DE

Der Podcast zur Ausstellung:
Auf der Suche nach dem legendären „Bildnis des Dr. Gachet“

GEFÖRDERT DURCH

franz dieter
und michaela
kaldewei
kulturstiftung

STÄDELSCHER
MUSEUMS-VEREIN

MARKETINGPARTNER

ALNATURA
Fraport
Tourismus-Compass GmbH
STRÖER

MEDIENPARTNER

Süddeutsche Zeitung
hr

Florenz

TOSKANA

In Florenz kann man nicht nur sehr gut essen, sondern auch sehr gut trinken. Perfekt für einen Aperitivo ist die Bar »Il Santino« in der Via Spirito Santo. Zurück zum Quartier sind es dann noch circa 15 Minuten zu Fuß.



B&B Isola d'Arno, Borgo Santa Croce 4,
50122 Florenz, Italien,
Tel. 0039/366/5404753,
DZ ab 70 Euro die Nacht.
isoladarno.it

In der Liebeskomödie *Während du schliefst* bekommt die schüchterne Lucy, gespielt von Sandra Bullock, eine Schneekugel geschenkt, in der Florenz zu sehen ist – weil sie von einer Reise dorthin träumt. Seit ich den Film sah, habe ich die Stadt als einen Ort abgespeichert, an den zu sehnen es sich lohnt. Freunde sagten mir aber, da sei es gar nicht so toll, völlig überlaufen, ich solle lieber nach Siena. Jetzt, wo ich in Florenz war, weiß ich: Sie haben recht, es ist überlaufen. Und anstrengend. Vor allem, wenn irge 40 Grad herrschen und die Frühstücksbutter auf der Dachterrasse binnen Sekunden zerfließt. Aber solange sie auf der Dachterrasse des »Isola d'Arno« zerfließt, ist sogar das zauberhaft – also hat auch Lucy recht. – Dieses kleine Bed and Breakfast in einer ruhigen Seitenstraße

CHRISTIANE LUTZ

IMPRESSUM

Chefredakteure

Michael Ebert und Timm Klotzek

Stellvertretende Chefredakteurin

Lara Fritzsche

Artdirector

Thomas Kartsolis

Chef/in vom Dienst

Dirk Schönlebe, Julia Wagner

Textchef

Marc Schürmann

Redaktion

Susanne Schneider (Autorin);
Thomas Bärnthaler, Caroline
Bucholtz, Max Fellmann, Samira
Fricke (Modeleitung), Kerstin Greiner
(Stil leben), Gabriela Herpell,
Dr. Till Krause, Mareike Nieberding,
Lars Reichardt, Rainer Stadler,
Johannes Waechter, Lorenz Wagner
Mitarbeit: Patrick Bauer,
Christoph Cadenbach, Tobias
Haberl

Digitales SZ-Magazin

Wolfgang Luef (Leitung);
Marc Baumann, Annabel Dillig,
Daniela Gassmann, Julia Hägele,
Sara Peschke, Dorothea Wagner; Mit-
arbeit: Katarina Lukač (Das Rezept)

Autorinnen und Autoren

Johanna Adorján, CUS, Elisabeth
Grabmer, Axel Hacke, Christian
Jürgens, Tobias Kniebe,
Tohru Nakamura, Roland Schulz,
Maria Luisa Scolastra

Schlussredaktion

Dr. Daniela Prok, Angelika Rauch

Grafik

Birthe Steinbeck (stell. Art-
directorin), David Henne,
Jonas Natterer, Michaela Rogalli,
Anna Sullivan

Bildredaktion

Jakob Feigl, Ralf Zimmermann

Assistenz

Regina Burkhard (Chefredaktion),
Nuri Almak

Geschäftsführer Stefan Hilscher

Verlag Magazin Verlagsgesellschaft
Süddeutsche Zeitung mbH,
Hultschiner Straße 8,
81677 München, Tel. 089/21839540,
Fax 089/21839570, E-Mail:
szmagazin@sz-magazin.de

Anzeigen Jürgen Maukner
(Gesamtanzeigenleitung), verant-
wortlich für den Inhalt der
Anzeigen; Tel. 089/21839553, Preis-
liste Nr. 19 – gültig ab 1. 1. 2019

Kaufmännischer Bereich

Marianne Igl

Repro Compumedia GmbH,
Elsenheimerstraße 59,
80687 München

Herstellung

Hermann Weixler (Leitung)

Druck Burda Druck GmbH,
Hauptstraße 150, 77652 Offenburg

**Verantwortlich für den redaktio-
nellen Inhalt** Michael Ebert und
Timm Klotzek, Anschrift wie Verlag

Der Verlag übernimmt für unverlangt
eingesandte Unterlagen keine Haf-
tung. Das Papier des Süddeutsche
Zeitung Magazins wird aus chlorfrei
gebleichtem Zellstoff hergestellt.
Bei Nichterscheinen durch höhere
Gewalt oder Streik kein Entschädi-
gungsanspruch. Eine Verwertung
der urheberrechtlich geschützten
Zeitschrift und aller in ihr ent-
haltenen Beiträge und Abbildungen,
insbesondere durch Vervielfältigung
oder Verbreitung, ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar, soweit sich
aus dem Urheberrechtsgesetz nichts
anderes ergibt. Insbesondere ist eine
Einspeicherung oder Verarbeitung
der auch in elektronischer Form
vertriebenen Zeitschrift in Daten-
systemen ohne Zustimmung des
Verlages unzulässig.

SZ-MAGAZIN.DE GEWINNEN



Sie möchten die Sektkorken knallen lassen, haben aber weder Geburtstag noch ein Autorennen gewonnen? Kein Problem: Auf sz-magazin.de/gewinnen verlosen wir ein Seminar für zwei Personen in der Sektmanufaktur von Menger-Krug in Wiesbaden. Dort erleben Sie traditionelle Sekt-handwerkskunst wie das Degorgement, bei dem die Hefe mit sechs Bar Druck aus der Flasche schießt. Sie übernachten im 5-Sterne-Superior-Grandhotel »Nassauer Hof« und erhalten einen Karton Pinot Brut – für Ihre nächste Siegerehrung.

Teilnahmeschluss: 26. September 2019, 17 Uhr. **Mitarbeiter der beteiligten Firmen dürfen nicht mitmachen. Rechtsweg sowie eine Barauszahlung des Gewinns sind ausgeschlossen.**

Fotos: Giacomo Morozzi, All mauritius images/Catharina Lux; Illustration: Sarah Bracher

DAS KREUZ MIT DEN WORTEN VON CUS

1	2	3	4		5	6		7	8		9
10				11			12			13	
14					15		16	17	18		
19			20			21	22			23	
	24							25			
26			27			28			29		30
31		32		33	34					35	
	36					37		38			
39			40						41		
42		43		44			45			46	
47			48						49		

Schwarzeneggers Lifting

RÜBER 1 Beim Date etwa die zweite Frage – zum Dutzend des Jahres
10 Schäfer? Mindestens eines Vergehenvergehens schuldig **14** Anzug auf den schon wieder fülligeren Leib schneiden **16** Will BoJo get this deal? **18** ...aft!, bestellt Katerkarnevalist **19** Wird Uncle Ben im Carlton serviert? **20** Passt Satie, was Satieriker noch dazu hat **22** Bayer Leverkusens Reminiszenz an Tierschutzverein **23** ?? als DJ oder ?16? = Primat des Südens **24** Sensenmannes Arbeit oder voll cool talken? **25** Das Türkise an Antalyaaplaya führt im Kali-Bund zum letzten Bisschen **26** Wenn Wetter so schön ist, muss es Kaiserwetter sein oder ziemlich verregnet **28** Fahren is des leiwandste!, findet alpiner Pistenverein **31** Kleber von Mattscheibe oder Bruder für Santa Lucia **34** Den ... **36** ... für den Volltrottel des Jahres verdient Bayer dank Übernahme von Monsanto **37** Grinsicon **39** Links und rechts vom Bett? **40** Salvator ja, Salvini nein **41** Jurassic Park, wie wir ihn heute fördern **42** Kolportiertes Stelldichein der Schlachtenbummler vom alten

Schlag **44** Und, verzichten wir jetzt auf SUV und Flugreisen? **45** Kein Kommentar, der Privatsphäre nachhaltig schützen wird **47** Star wars war's **48** Die Freiheit, die wir uns nehmen!, feixen sich Donald & Boris ... **49** ...: Der Wurf am Rande

RUNTER 1 Colt & Bolt los! **2** Alter PS-Weg gegen Strömung **3** Das Gespräch ein Selbstgespräch? **4** Wie ein Wasserfall Silber produziert **5** Wie man meist, wenn auch nur kurz, recht hat **6** Zahlen-Code 7 Guck mal in die Röhre, Patient! **8** Lifting like Schwarzenegger **9** Haben Bankräuber vor Augen **11** Stehen mir die Haare – wenn ja, wozu? Hochstaplerakten **12** Dagoberts Geldspeicher-Horrorvorstellung **13** Wer dahin Reise bucht, denkt an Nachlass **15** Verpasst Aqua und Terra Scheiben **17** Nicht Schindler, aber Schindler's Filmverleih **21** Lebenslängliche kommen aus denen nur bei schlechter Führung eher raus **27** Zwei Dutzend im nächsten aktuellen Kalender **29** Wasser und Honig für Brexitbirne **30** Name des Landes, als es noch Sahibs gab

32 Mensa ecclesiae (Bildungsprotzmodus off): Seine Stammpplätze brennen **33** Die braunste Stadt Italiens **34** Das reichste Titanic-Opfer alias Bayern-Willy ist heute noch Kreuzfahrer **35** Was de nich sachst! **38** Daher Kaviar in Kaspik **43** Der Golo ein Mann (wie Felix Krull zeitweise) **46** Der Vergleich mit unserer Denke thinkt etwas

Die Auflösung dieses Rätsels finden Sie im nächsten Heft – oder Sie lösen es gleich digital: In den Apps der SZ können Sie sogar sofort prüfen, ob Ihre Antworten richtig sind.

AUFLÖSUNG RÄTSEL 37

Rüber 1 Geldspeicher 10 Artenschutz
14 Arno 15 Ion 16 Saba 17 drüber
20 Engel 23 Ebbe 24 Inn 25 Niere
27 Seen 28 Steuern 32 oil 33 Ste 34 Dr
35 Navi 36 Tapir 38 Bär 39 AG
41 Degas 42 nehmen 45 Nischen
47 Stil 48 Tal 49 Sheffield
Runter 1 Gardesoldat 2 erarbeiten
3 den 4 snobistisch 5 Psi 6 ihnen
7 CUS 8 EZB 9 real 11 Trubel 12 Cor-
nedbeef 13 Tage 18 een 19 intern
21 nie 22 er 26 Eli 29 Urahn 30 rar
31 NVA 33 Spaß 35 Nemi 37 agil
40 Gold 43 été 44 Nil 46 he

Das Beste aus aller Welt

Nicht höher, nicht schneller, nicht weiter – naht das Ende der sportlichen Rekorde?

Es naht eine Leichtathletik-Weltmeisterschaft. Sie wird in Doha, der Hauptstadt Katars, stattfinden, was Quatsch ist, weil es dort viel zu heiß ist für Leibesübungen und sich niemand dafür interessiert außer denen, die mit Sport und umfassenden Geldzahlungen an dessen Verbände ihr mieses Renommee polieren. Aus gleichen Gründen findet 2022 die Fußball-WM in Katar statt, wie traurig ist das denn?! Im amerikanischen Fachblatt *Science Advances* war eine Studie über die Grenzen menschlicher Leistungskraft im Sport zu lesen, es ging um extremen Ausdauersport. Man erfuhr, warum der Mensch hier an Grenzen stößt, die er nicht durchbrechen kann. Sie werden ihm durch seine Verdauungsorgane gesetzt, die über längere Zeit hinweg nicht mehr als die zweieinhalbfache Kalorienmenge des normalen Ruhestoffwechsels verarbeiten können. Wäre es anders, würden Babys während einer Schwangerschaft unbegrenzt Nahrung bekommen und nach neun Monaten zehn Kilogramm oder so wiegen. Die Natur hat Ungeborenen die gleichen Grenzen gesetzt wie Top-Athleten. Interessanterweise wird schon seit Längerem über das Ende der Rekorde in der Leichtath-

letik debattiert: Muss nicht der Tag kommen, an dem der Mensch an den Limits seiner Fähigkeiten angekommen ist, an dem keiner mehr die 100 Meter schneller zu laufen imstande ist, als Usain Bolt es war? Ja, natürlich, und verblüffenderweise hat Jean-François Toussaint, der Leiter eines biomedizinischen Instituts in Paris, unser Jahr 2019 als genau jenes genannt, in dem zum letzten Mal ein Weltrekord im 100-Meter-Sprint aufgestellt werde; die Schallmauer liege bei 9,726 Sekunden.

Das schrieb er 2008. Ein Jahr darauf, vor zehn Jahren, lief Bolt in Berlin 9,58. So viel zum Thema Prognosen. Man sollte sich seiner selbst nie zu sicher sein. Irgendwann kommt immer einer und tut, was er will und kann. Trotzdem wird das Gedankenspiel erlaubt sein, was uns die Leichtathletik und etwa auch das Schwimmen bedeuten würden, wenn es keine Rekorde mehr gäbe und wir nie mehr das Gefühl erlebten, das wir bei Bob Beamons Weitsprung über 8,90 Meter 1968 in Mexiko hatten, 55 Zentimeter mehr als der bis dato gültige Weltrekord – das Empfinden also, etwas Ungeheures gesehen zu haben, das ein Einzelner vollbrachte. (Erst 1991 sprang Mike Powell 8,95 Meter.)

Was wäre der Sport ohne Rekorde?

Er wäre, zum Beispiel, vielleicht noch schön. Schönheit ist ein Begriff, der – im Fall der Leichtathletik – bedeutet, dass einzelne Bewegungsabläufe bis zur Perfektion zu studieren sind: der Lauf, der Sprung, der Wurf. Wäre das nicht interessant, wenn man aufhörte, nur Namen, Zahlen, Daten zu konsumieren und begönne, sich Bewegungen von Athleten wirklich anzuschauen?

Und der Sport wäre: Wettkampf. Wobei ich selbst angesichts der Verseuchung des Hochleistungssports durch Doping dazu übergehe, mich nur noch an der Leistung Einzelner zu freuen, die gar nicht siegen. Mir haben bei der Schwimm-WM vor Kurzem in Südkorea der Australier Mack Horton und der Brite Duncan Scott (Zweiter über 400 und Dritter über 200 Meter Freistil) sehr gefallen, weil sie sich weigerten, mit dem würdelosen Sieger Sun Yang aus China gemeinsam auch nur das Treppchen zu betreten, geschweige denn ihm zu gratulieren – wozu denn? Sun Yang wurde 2014 als Doper bestraft. Vor einem Jahr wurde bei einer Dopingkontrolle in China eine seiner Blutproben mit dem Hammer vernichtet, als einen Moment lang außer ihm und einem Wachmann niemand zugegen war. Solche sogenannten Sportler sind mir egal – warum? Weil zu den großartigsten Errungenschaften des Sports der Gedanke der Fairness zählt.

Vielleicht sollte man diese Veranstaltung in Doha boykottieren. Vielleicht sollte man sich aber auch einige ehrliche Athleten aussuchen und ihre Leistungen verfolgen und feiern. Oder man geht selbst eine Runde laufen, das kann nie schaden.



AXEL HACKE

schlägt, falls Leichtathletik-Wettkämpfe in Zukunft gar zu fad werden, die Einführung eines neuen Wettbewerbs vor: 10 000-Meter-Lauf mit gleichzeitigem Verfassen einer Kolumne. Der Sieger müsste nicht nur schnell rennen, sondern währenddessen auch eine Höchstzahl an Punkten in seinem Text unterbringen.

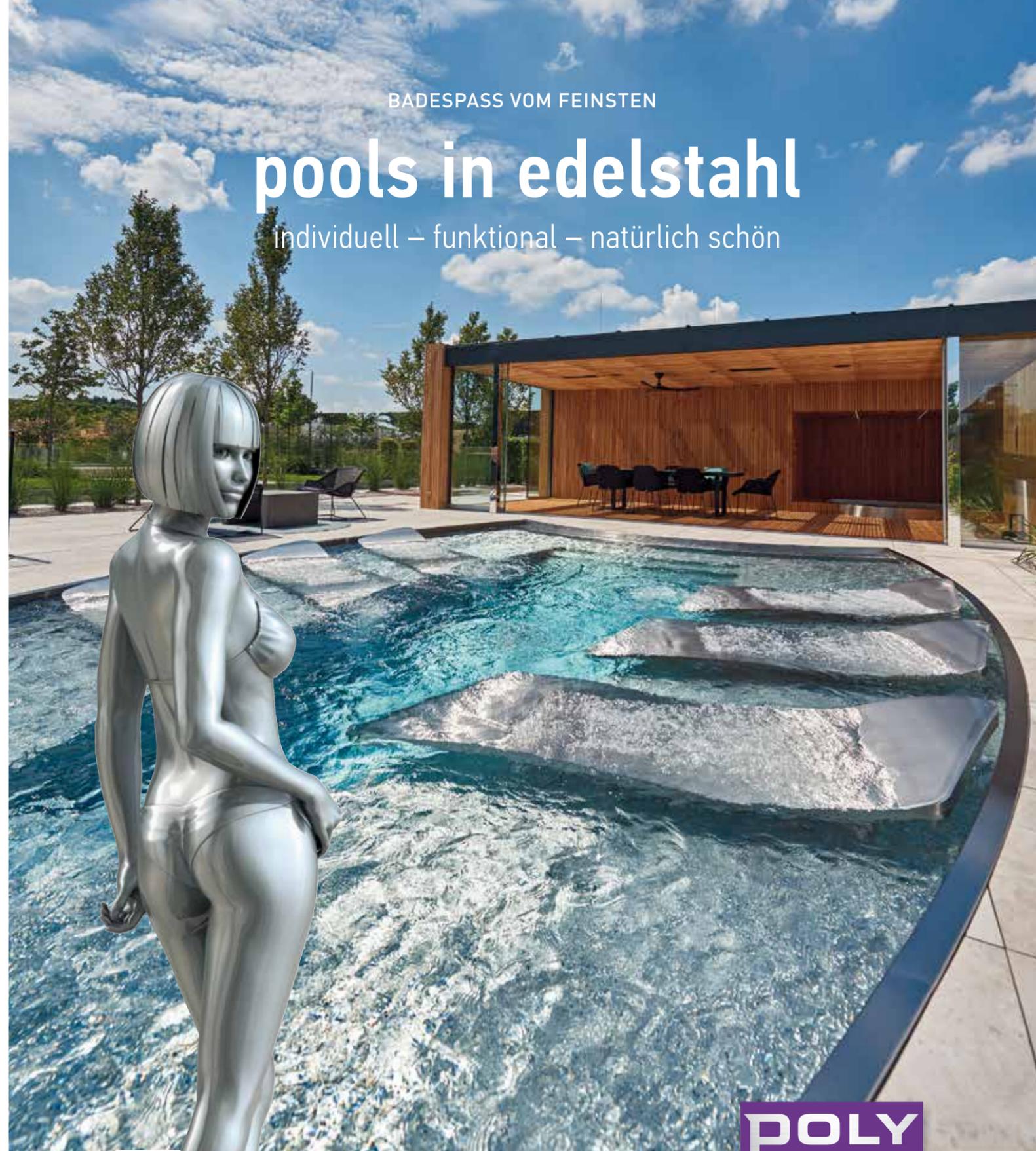
Illustration: Dirk Schmidt



BADEPASS VOM FEINSTEN

pools in edelstahl

individuell – funktional – natürlich schön



Vereinbaren Sie Ihren persönlichen Beratungstermin!

Polytherm GmbH | A-4675 Weibern | Pesendorf 10
Tel. +43 7732-3811 | office@polytherm.at
www.polytherm.at



POOLKOMPETENZZENTRUM



PATEK PHILIPPE
GENEVE



DIE TWENTY~4 AUTOMATIK
BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION

PATEK.COM